



MASTERTHESIS IM STUDIENGANG  
KRIMINOLOGIE UND POLIZEIWISSENSCHAFT  
JURISTISCHE FAKULTÄT  
RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM

---

***Das Resilienzkonzept  
und seine  
Bezüge zur Kriminologie***

Valentin Stolzenberg

Jahnstraße 30

65185 Wiesbaden

Matrikelnummer: 108113202547

Valentin.Stolzenberg@web.de

***Erstgutachter:*** Werner Arndt, KD a.D.

***Zweitgutachterin:*** Ass. Jur. Regina Stuchlik

*Wiesbaden, Februar 2016*

# Inhaltsverzeichnis

<b>1 Einleitung</b> .....	<b>1</b>
<b>2 Das Resilienzkonzept</b> .....	<b>4</b>
2.1 <i>Gebrauch des Resilienzbegriffs</i> .....	4
2.1.1 Ursprüngliches Verständnis von Resilienz.....	5
2.1.2 Modernes Verständnis von Resilienz.....	6
2.2 <i>Das Schutz- und Risikofaktorenkonzept</i> .....	9
2.2.1 Die Risikofaktoren.....	9
2.2.2 Die Schutzfaktoren .....	11
2.3 <i>Studien zur Resilienzforschung</i> .....	18
2.3.1 Die Kauai-Studie.....	18
2.3.2 Die Bielefelder Invulnerabilitätsstudie .....	21
2.3.3 Die BELLA-Studie.....	23
2.3.4 Zusammenfassung der Studien .....	24
2.4 <i>Folgen für den Umgang mit dem Resilienzkonzept</i> .....	25
<b>3 Kriminologische Befunde</b> .....	<b>27</b>
3.1 <i>Vorüberlegungen</i> .....	27
3.2 <i>Jugenddelinquenz</i> .....	31
3.2.1 Viktimologische Betrachtung .....	35
3.2.2 Kinder und Jugendliche als Opfer elterlicher Gewalt .....	37
3.2.3 Wirksamkeit von Strafen.....	39
3.3 <i>Entwicklungs kriminologie</i> .....	42
3.3.1 Theorie der altersabhängigen informellen Sozialkontrolle .....	43
3.3.2 Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung .....	45
3.3.3 Studie von Farrington et al.....	47
3.3.4 Moffitt und ihre duale Tätertaxonomie .....	49
3.3.5 Long-term outcomes of young adults exposed to maltreatment ...	53
3.4 <i>Diskussion zu den kriminologischen Befunden</i> .....	55
<b>4 Prävention</b> .....	<b>59</b>
4.1 <i>Primäre Prävention</i> .....	59
4.1.1 Das primäre Präventionsprogramm Papilio .....	61
4.1.2 Evaluation von Papilio .....	62
4.1.3 Das primäre Präventionsprogramm EFFEKT .....	63
4.1.4 Evaluation von EFFEKT .....	64
4.1.5 Fazit zu den primärpräventiven Programmen.....	65

4.2 Tertiäre Prävention .....	67
4.2.1 Das Anti-Aggressionstraining .....	68
4.2.2 Evaluation des Anti-Aggressionstrainings.....	69
4.2.3 Das tertiäre Präventionsprogramm Kurve Kriegen .....	72
4.2.4 Fazit zu den tertiären Präventionsprogrammen.....	74
<b>5 Résumé .....</b>	<b>76</b>
5.1 Probleme bei der Herstellung von Bezügen.....	76
5.1.1 Inhaltliche Probleme .....	76
5.1.2 Methodische Probleme .....	77
5.1.3 Problem der Perspektivengebundenheit.....	78
5.2 Überschneidungen und Bezüge.....	78
5.2.1 Überschneidungen auf theoretischer Ebene.....	79
5.2.2 Überschneidungen auf der Ebene der Prävention .....	80
5.3 Ausblick .....	84
<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>86</b>
<b>Abbildungsverzeichnis.....</b>	<b>95</b>
<b>Anhang.....</b>	<b>96</b>

## **1 Einleitung**

Die Eröffnung des Deutschen Resilienz-Zentrums in Mainz im Jahr 2014<sup>1</sup> und die ansteigenden Publikationen zu dem Thema Resilienz zeigen es, der Resilienzbegriff ist aus der Forschungslandschaft nicht mehr wegzudenken und gewinnt weiter an Relevanz.<sup>2</sup>

Das Konzept der Resilienz hat seinen Ursprung in der psychologischen bzw. sozial- und humanökologischen Forschung<sup>3</sup> und geht auf Studien aus den 1970er Jahren von Rutter, Garmezy sowie Werner und Smith zurück. Letztere zeigten anhand einer Längsschnittstudie auf, dass ein Drittel aller untersuchten Personen, die sich einer hohen Risikobelastung, wie z.B. chronischer Armut oder familiärer Disharmonie, ausgesetzt sahen, sich trotzdem zu kompetenten und selbstbewussten Erwachsenen entwickelten. „Im Alter von 40 Jahren war keine dieser Personen arbeitslos, keine mit dem Gesetz in Konflikt gekommen und keine auf staatliche Fürsorge angewiesen.“<sup>4</sup> Menschen, die sich trotz widriger Umstände zu gesunden Individuen entwickelten, wurden in der Folge im Gegensatz zu den verhaltensauffälligen Personen als resilient bezeichnet.

Im Vergleich wiesen die resilienten Personen zahlreiche protektive, also schützende Faktoren, z.B. eine stabile Familiensituation, ein enges Verhältnis zu einer Bezugsperson außerhalb der Familie oder eine hohe Sozialkompetenz auf.<sup>5</sup> Das Neue an dieser Betrachtungsweise „ist, dass nicht mehr die Frage danach gestellt wird, welche Belastungen ein Individuum gefährden (pathogenetisches Modell), sondern danach, welche Mechanismen für Widerstandsfähigkeit und „Gelingen“ sorgen (ressourcenorientiertes, salutogenetisches Modell).“<sup>6</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. Deutsches Resilienz-Zentrum, 31.07.2014

<sup>2</sup> Vgl. von Freyberg, 2011, S. 219

<sup>3</sup> Vgl. Endreß / Maurer, 2015, S. 7

<sup>4</sup> Werner, 2008, S. 31

<sup>5</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönna-Böse, 2014, S. 16

<sup>6</sup> Matt / Siewert, 2008, S. 270

Dies wird auch an einer gängigen Definition deutlich. Im deutschsprachigen Raum gilt Resilienz als „die psychische Widerstandsfähigkeit gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken.“<sup>7</sup>

Die Offenheit dieser und auch anderer Definitionen von Resilienz ermöglicht die Verknüpfung des Resilienzkonzepts mit den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen wie der Sozialpädagogik<sup>8</sup>, der Soziologie<sup>9</sup> oder der Psychologie<sup>10</sup>, sie birgt aber auch gewisse Risiken. Da sich die genannten Forschungsrichtungen eingehend mit dem Resilienzphänomen beschäftigen, scheint auch eine kriminologische Auseinandersetzung mit dem Thema möglich.

Die Erkenntnisse aus den Forschungen zur Resilienz sowie zu den Schutz- und Risikofaktoren entfalten aktuelle Bedeutung für die gesundheitliche Prävention, wie unterschiedliche Präventionsprogramme für Kinder und Jugendliche verdeutlichen.<sup>11</sup> Die Impulse aus der Resilienzforschung könnten bestehende Programme der Kriminalprävention um wichtige Teilaspekte ergänzen. Auch zu ätiologischen Fragestellungen der Kriminologie scheinen einige Aspekte dieses Themenkomplexes einen komplementären Beitrag bieten zu können, was in Fachbeiträgen und Studien ansatzweise diskutiert wird.<sup>12</sup>

Die zentrale Frage dieser Arbeit wird sich damit beschäftigen, ob Schnittmengen zwischen kriminologischer Theorie und dem Resilienzkonzept festgestellt und die durch die Resilienzforschung gewonnenen Erkenntnisse in die moderne Kriminalprävention implementiert werden können. Verbindungen der Themenbereiche Resilienz und Kriminologie sollen im Verlauf dargestellt werden, um so aufzuzeigen, welche Bedeutung dem Resilienzkonzept aus kriminologischer Sicht beigemessen werden kann und ob dieses Konzept zukünftig schwerer gewichtet werden sollte.

---

<sup>7</sup> Wustmann, 2004, S. 18

<sup>8</sup> Vgl. Schmidthermes, 2009, S. 95

<sup>9</sup> Vgl. Endreß / Maurer, 2014, S. 7

<sup>10</sup> Vgl. Butcher et al., 2009, S. 78

<sup>11</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönnau-Böse, 2014, S. 65 ff.

<sup>12</sup> Vgl. Matt / Siewert, 2008, S. 270

Die Ausarbeitung der Thesis erfolgt auf literaturbasiertem Vorgehen, empirische Eigenleistungen sind nicht vorgesehen. Die Literatur stammt aus sozialpädagogischen, psychologischen und kriminologischen Werken oder Fachbeiträgen.

Im ersten Teil der Thesis soll durch die Auswertung von Literatur ein zusammenfassender Überblick über das Resilienzkonzept gegeben werden. Recherchen dazu zeigen eine Fülle von jüngeren literarischen Beiträgen, was die Gegenwartsbezogenheit der Thematik verdeutlicht. Um einen tiefergehenden Eindruck zu erhalten, werden wichtige Studien, die sich mit dem Resilienzphänomen befassen, vorgestellt.

Im Anschluss soll eine Verknüpfung zum Themengebiet der Kriminologie hergestellt werden. Hierzu werden Vorüberlegungen angestellt, die zu einer Darstellung des Phänomenbereichs der Jugendkriminalität führen. Dieser wird in der Folge aus entwicklungskriminologischer Perspektive betrachtet.<sup>13</sup> Anhand von ausgewählten Beiträgen der Entwicklungskriminologie wird sodann eine Schnittmengenbestimmung zur Resilienzthematik vorgenommen. Die Inbezugsetzung der Konzepte betreffend, existieren in der Literatur lediglich vorsichtige Ansätze, weshalb hier ein erhöhter Eigenanteil erwartet werden kann. Im dritten Teil der Thesis erfolgt eine Vorstellung aktueller, auf dem Resilienzkonzept basierender Präventionsprogramme, wobei der Schwerpunkt auf Programmen zur Verhinderung von gewalttätigem Verhalten liegt. Dabei wird der Blick sowohl auf den Bereich der primären als auch auf den der tertiären Prävention gerichtet.<sup>14</sup> Durch die Darstellung der Programme und einer anschließenden Inbezugsetzung von Kriminalprävention und Resilienzforschung soll die praktische Relevanz des Resilienzkonzepts für die Kriminologie herausgestellt werden. Resultierend aus den dargelegten Untersuchungen folgt ein Résumé, welches die wesentlichen Ergebnisse der Thesis diskutiert, auf die Bedeutung der Resilienzforschung für die Kriminologie eingeht und die Probleme einer Synthese verdeutlicht.

---

<sup>13</sup> Anm.: Ziel dieser Arbeit ist es nicht, eine vollständige Ursachenanalyse der Jugendkriminalität zu leisten. Bei der Darstellung des Phänomenbereichs liegt die Erschließung wesentlicher Fakten und Aspekte im Vordergrund. Bei der Präsentation der Aspekte erfolgt auch eine dahingehende Auswahl, dass Überschneidungen mit dem Resilienzkonzept diskutiert werden sollen.

<sup>14</sup> Anm.: Der Bereich der sekundären Prävention kann aufgrund des einzuhaltenden Umfangs der Thesis nicht berücksichtigt werden.

## **2 Das Resilienzkonzept**

### **2.1 Gebrauch des Resilienzbegriffs**

„Die Kraft aus der Krise“ so titelte die Printausgabe der Wochenzeitschrift „Die Zeit“ am 05.11.2015. Der Artikel befasst sich mit Erzählungen, wissenschaftlichen Erkenntnissen und Mythen um den Resilienzbezug. Resilienz wird hier als Phänomen beschrieben, welches Menschen dabei hilft, an Schicksalsschlägen nicht zu zerbrechen und an diesen gar zu wachsen.

Bei der Betrachtung der gegenwärtigen weltweiten und gesellschaftlichen Krisen sei Resilienz damit der Begriff der Stunde.<sup>15</sup> Als positive Beispiele für resiliente Persönlichkeiten werden Politiker wie Nelson Mandela, der eine jahrelange Gefangenschaft schadlos überdauerte, oder Personengruppen, wie die Überlebenden der Terroranschläge vom 11. September, die den Anschlag scheinbar ohne psychische Folgeerkrankungen überstanden, genannt. Doch was ist Resilienz tatsächlich? Eine wundersame Kraft, die im Menschen steckt, eine erlernbare Charaktereigenschaft oder doch ein statistisches Phänomen? Die Beantwortung dieser Frage ist notwendig, um eine wissenschaftliche Auseinandersetzung führen zu können. Eine ausführliche Diskussion des Resilienzbezug ist daher unausweichlich.

Eine solche Diskussion stellt sich schwierig dar, denn der Resilienzbezug wurde und wird höchst unterschiedlich definiert, ausgelegt und teilweise als inflationäres Modewort gebraucht.<sup>16</sup> Dieser Umstand liegt darin begründet, dass zum einen verschiedene Akteure aus der Pädagogik, der Neurobiologie, der Psychologie und der Soziologie im Resilienzdiskurs mitwirken.<sup>17</sup> Zum anderen weist das Konzept der Resilienz Unschärfen auf, die Missverständnisse zur Folge haben können.<sup>18</sup> Die Unschärfen vollziehen sich entlang von Spannungsfeldern verschiedenster anderer wissenschaftlicher Theorien oder Konstrukte, wie der Bindungstheorie oder der Stressforschung.<sup>19</sup>

---

<sup>15</sup> Vgl. Schnabel, 05.11.2015, S. 37 f.

<sup>16</sup> Vgl. Von Freyberg, 2011, S. 219

<sup>17</sup> Vgl. Zander, 2010, S. 37

<sup>18</sup> Vgl. Imbusch, 2015, S. 261

<sup>19</sup> Anm.: Als weitere Beispiele können die Biografiearbeit, die interdisziplinäre Frühforschung und die Interventionsforschung angeführt werden.

Durch die fortwährenden, neuen Errungenschaften der Resilienzforschung und Adaptionen des Resilienzbegriffs durch andere Wissenschaften, durchläuft der Resilienzbezug einen Entwicklungsprozess, der bis heute nicht abgeschlossen ist.

### 2.1.1 Ursprüngliches Verständnis von Resilienz

Etymologisch stammt das Wort Resilienz von dem lateinischen Wort „resilire“<sup>20</sup> ab, welches „zurückspringen“ oder „abprallen“ bedeutet. In der Physik und in der Technologie wird der Begriff genutzt, um die Eigenschaften eines elastischen Materials oder eines aus diesem Material bestehenden Körpers zu beschreiben. Je höher die Resilienz eines Materials, desto schneller ist der Körper dazu fähig, seinen ursprünglichen Zustand wieder anzunehmen.

In den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde der Resilienzbezug von der Psychologin Emmy Werner aufgenommen, die fortan Menschen als resilient bezeichnete, die gegen Krisen besonders gewappnet galten und sich trotz dieser Krisen positiv entwickelten. Eine erste sozialpsychologische Definition von Resilienz ergibt sich aus den Arbeiten der Psychologinnen Emmy Werner und Ruth Smith, die zugleich als Pioniere auf dem Gebiet der Resilienzforschung angesehen werden können.<sup>21</sup> Werner und Smith nutzten den Begriff der Resilienz, um die Eigenschaft eines Kindes als unempfindlich bzw. als stressresistent gegenüber Krisen näher zu bezeichnen.<sup>22</sup>

Das Verständnis von Resilienz als Eigenschaft eines Kindes im Sinne Werners gilt unter heutigen Gesichtspunkten als überholt. Obwohl auch Werner in ihren frühen Werken die Wechselwirkungen und die Prozesshaftigkeit von Resilienz andeutet, wird zu ungenau dargestellt, in welchen Kontexten der Mensch-Umwelt-Interaktion sich Resilienz entwickelt bzw. ereignet. Auch der Titel des Buches „Vulnerable but Invincible“<sup>23</sup> führt in die Irre und zeugt von der angeblichen Unbesiegbarkeit der resilienten Kinder. Dieses frühe von Werner gezeichnete, ambivalenzfreie Bild von Resilienz trug zu dessen populärwissenschaftlicher Verbreitung bei,<sup>24</sup> was noch heute zu Missverständnissen im

---

<sup>20</sup> Georges, 2013, S. 4153

<sup>21</sup> Vgl. Zander, 2010, S. 29

<sup>22</sup> Vgl. Werner / Smith, 1982, S. 158

<sup>23</sup> Werner / Smith, 1982

<sup>24</sup> Vgl. Kustor-Hüttels, 2011, S. 29

Umgang mit dem Begriff führt. Im Hinblick auf die Sichtweise Werners und die populärwissenschaftlichen Definitionen von Resilienz stellt Pietsch fest:

*„Es zeigt sich [...], dass eine absolute Unverletzbarkeit und universelle Resilienz im menschlichen Sein nicht gegeben ist – Widerstandsfähigkeit variiert mit der Zeit und Situation. Überdies beschreibt Resilienz kein angeborenes Persönlichkeitsmerkmal eines Kindes, sondern umfasst ein komplexes Wirksystem konstitutioneller, erlernter und milieubezogener Ressourcen, welche im Laufe der Entwicklung erworben, ausgebaut sowie vernachlässigt werden können.“<sup>25</sup>*

Dennoch führten die Erkenntnisse der Kauai-Studie und Studien anderer zeitgenössischer Akteure der Resilienzforschung zu einer veränderten Blickrichtung auf die menschliche Entwicklung und zu einer Veränderung wissenschaftlicher Forschung. Denn von nun an wurde die „Aufmerksamkeit vermehrt auf die Ressourcen und Schutzfaktoren von Kindern gerichtet.“<sup>26</sup> Die gewonnenen Erkenntnisse sind heute keineswegs unbrauchbar, „sondern liefern die Basis dessen, was in der Theoriediskussion verhandelt wird.“<sup>27</sup>

### 2.1.2 Modernes Verständnis von Resilienz

An dem frühen von Werner und Smith beschriebenen Resilienzbezug als stressresistente Eigenschaft eines Menschen gibt es Mängel, die in kontroversen Diskussionen zu beheben versucht werden. Einigkeit besteht über die Bedingungen die vorliegen müssen, damit sich Resilienz (im sozialpsychologischen Sinne) überhaupt zeigen kann. Voraussetzungen für resilientes Verhalten sind:

1. das Vorliegen einer Risikosituation oder einer Krise
2. ein Individuum mit Fähigkeiten oder Kompetenzen
3. die Bewältigung des Risikos mithilfe der Fähigkeiten

---

<sup>25</sup> Pietsch, 2009, S. 8 f.

<sup>26</sup> Fröhlich-Gildhoff / Rönnau-Böse, 2014, S. 19

<sup>27</sup> Pietsch, 2009, S. 9

Liegt eine der drei genannten Bedingungen nicht vor, so kann Resilienz auch nicht festgestellt werden. Bei genauerer Betrachtung ergeben sich zu jeder der genannten Bedingungen Schwierigkeiten. Denn ob eine Krise oder eine Risikosituation vorliegt, ist abhängig von der subjektiven Wahrnehmung des jeweiligen Individuums. Risikosituationen oder Krisen können daher der Streit mit dem Partner, der Verlust eines Angehörigen, eine Masse an zu erledigenden Aufgaben oder eine Naturkatastrophe und weitere zahllose Beispiele sein. Insofern kann nahezu jedes Ereignis durch individuelle Bewertung eine Krise darstellen.

Weiterhin muss das Individuum über Kompetenzen verfügen, die es dazu befähigt, sich zumindest schadensfrei an die jeweilige Risikosituation anzupassen. Zudem muss das Individuum diese Bewältigung auch konkret mit einer dieser Kompetenzen vornehmen. Doch von welchen Kompetenzen oder Fähigkeiten ist hier die Rede und wie kann eine solche Bewältigungsleistung gemessen werden? Zu diesen offenen Fragen herrscht auch heute keine einheitliche Meinung im Resilienzdiskurs.

Aus den angeführten Bedingungen folgt auch, dass Resilienz nur als ex post-Zuschreibung gemessen werden kann. Das bedeutet, Resilienz zeigt sich immer erst nachdem eine Krise oder eine Risikosituation eingetreten ist und eine Anpassungsleistung erfolgte.<sup>28</sup> Diese Zuschreibung erfolgt aus einer Fremdperspektive, beispielweise aus der Sicht eines Sozialpädagogen oder eines Wissenschaftlers. Dies wirft die Fragen auf wie festgelegt wird, wann ein Risiko vorliegt und wie bestimmt wird, ob ein Risiko zureichend positiv bewältigt wurde. Es zeigt sich, dass auf der Suche nach Resilienz eine enge wissenschaftliche Begleitung sowie ein einheitliches Verständnis von Krisen und Anpassungsprozessen ratsam sind.

Resilienz ist vielschichtig. Zum einen meint vielschichtig, dass „sich kindliche Entwicklungsprobleme selten auf ein konkretes Problem bzw. ein eindeutig erkanntes Risiko zurückführen lassen und dass das Vorhandensein von (Entwicklungs-) Risiken nicht zwangsläufig zu einer ‚Fehlanpassung‘ führen

---

<sup>28</sup> Vgl. Endreß / Rampp, 2015, S. 45

muss.<sup>29</sup> Zum anderen stellt sich Resilienz „als Ergebnis eines Prozesses ein, der sich in der Interaktion zwischen Individuum und seiner Umwelt vollzieht. Es handelt sich um einen Interaktionsprozess, an dem das Kind, sein näheres und weiteres soziales Umfeld beteiligt sind, wobei es immer im Kontext seiner Entwicklungsbedingungen zu sehen ist.“<sup>30</sup>

Aufgrund der genannten Abhängigkeiten und variablen Eigenschaften des Resilienzkonstrukts, gekoppelt mit der Erkenntnis, dass auch biologische, psychologische und psychosoziale Faktoren eine Rolle spielen, wird Resilienz nicht mehr als universell und allgemeingültig, „sondern eher im Sinne von situationsspezifischen Ausformungen“<sup>31</sup> betrachtet.

Aufgrund der zu beachtenden Komponenten fällt es schwer, eine einheitliche, umfassende Definition zu finden. Während Wustmann Resilienz sehr offen als „die psychische Widerstandsfähigkeit gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken“<sup>32</sup> bezeichnet, fassen andere Resilienz als eine Kompetenz auf, die sich in der erfolgreichen Bewältigung von Krisen, Entwicklungsaufgaben und weniger kritischen Alltagssituationen zeigt und sich aus verschiedenen einzelnen Fähigkeiten zusammensetzt.<sup>33</sup>

Doch auch der Nachweis von Resilienz als Kompetenz ist schwierig. Denn Resilienz kann nicht annähernd so einfach gemessen werden, wie etwa Intelligenz oder soziale Interaktionsfähigkeit.

Lafranchi gelingt mit ihrer Definition eine Art Verbindung der diskutierten Aspekte:

*„Resilienz als relationales Konstrukt ist die Aufrechterhaltung der biopsychosozialen Gesundheit trotz hoher Störungsrisiken, die Entwicklung von Kompetenz unter aktueller Belastung, die Fähigkeit, sich von Traumata zu erholen und sich trotz Stress erfolgreich in der Gesellschaft zu integrieren.“<sup>34</sup>*

---

<sup>29</sup> Zander, 2010, S. 28

<sup>30</sup> Ebd., S. 19

<sup>31</sup> Fröhlich-Gildhoff / Rönnau-Böse, 2014, S. 11

<sup>32</sup> Wustmann, 2004, S. 18

<sup>33</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönnau-Böse, 2014, S. 12

<sup>34</sup> Lafranchi, 2008, S. 134

Diese Definition weist zentrale Kernpunkte des aktuellen Resilienzdiskurses auf und bezieht sich zugleich auf verschiedenste Phänomenebenen, wie die Aufrechterhaltung der Gesundheit und die Fähigkeit, sich in der Gesellschaft zu integrieren.

Allgemein beschreiben die Definitionen nur mangelhaft, wie es zu einer konkreten Umsetzung, also zum Erhalt psychosozialer Gesundheit und zur Entwicklung entsprechender Kompetenzen, kommt. In diesem Punkt lassen auch viele weitere Theoriediskussionen unbeantwortete Fragen erkennen. Denn es bleibt in der Resilienzforschung häufig offen, „welche Qualitäten, welche Eigenschaften, welche Fähigkeiten und Kenntnisse hier eigentlich konkret zu vermitteln sind.“<sup>35</sup> Mögliche Antworten auf diese Problematiken ergeben sich aus der näheren Betrachtung von Risiko- und Schutzfaktoren.

## **2.2 Das Schutz- und Risikofaktorenkonzept**

### 2.2.1 Die Risikofaktoren

Zwar liegt die Betonung der Resilienzforschung auf den Schutzfaktoren, dennoch ist eine der Voraussetzungen für Resilienz das Bestehen eines Risikos. Den Beschreibungen der Resilienzforschung zu Folge ergibt sich eine Risikolage aus einfach oder mehrfach auftretenden Risikofaktoren. „Risikofaktoren werden als krankheitsbegünstigende, risikoerhöhende und entwicklungshemmende Merkmale definiert, von denen potentiell eine Gefährdung der gesunden Entwicklung des Kindes ausgeht.“<sup>36</sup> Die Risikofaktoren werden von Wustmann in primäre und sekundäre Vulnerabilitätsfaktoren sowie in Risikofaktoren bzw. Stressoren aufgeteilt.<sup>37</sup>

Die primären Vulnerabilitätsfaktoren treten bereits um den Zeitpunkt der Geburt herum auf. Es handelt sich um Faktoren wie Frühgeburt, niedriges Geburtsgewicht, Ernährungsdefizite, Erkrankungen des Säuglings, neuropsychologische Defizite, genetische Faktoren (z.B. Chromosomenanomalien), chronische Krankheiten (etwa Asthma, Neurodermitis oder hirnorganische

---

<sup>35</sup> Göppel, 2011, S. 389

<sup>36</sup> Holtmann / Schmidt, 2004, S. 196

<sup>37</sup> Vgl. Wustmann, 2004, S. 37 ff.

Schädigungen), schwierige Temperamentsmerkmale, frühes impulsives Verhalten oder geringe kognitive Fähigkeiten, wie zum Beispiel ein niedriger Intelligenzquotient. Bei den sekundären Vulnerabilitätsfaktoren handelt es sich um psychologische Merkmale des Kindes. Zum einen kann dies eine geringe Fähigkeit zur Selbstregulation von Anspannung und Entspannung sein und zum anderem eine unsichere Bindungsorganisation, also eine schwach ausgeprägte Fähigkeit eines Menschen, Beziehungen einzugehen.

„Von den Vulnerabilitätsfaktoren getrennt zu sehen, sind die umweltbezogenen Risikofaktoren, die im familiären und schulischen Umfeld des Kindes sowie im Bereich der Beziehungen zu Gleichaltrigen angesiedelt sein können.“<sup>38</sup>

Diese Risikofaktoren oder Stressoren können ein niedriger sozioökonomischer Status, ein aversives Wohnumfeld, chronische familiäre Disharmonie, elterliche Scheidung oder Trennung, Alkohol- bzw. Drogenmissbrauch der Eltern, Kriminalität der Eltern, niedriges Bildungsniveau der Eltern, psychische Störungen der Eltern, Erziehungsdefizite oder Obdachlosigkeit sein.

Ferner sind sehr junge Schwangerschaften, häufige Umzüge, eine sozial isolierte Familie, eine hohe Geschwisteranzahl, eine außerfamiliäre Unterbringung sowie Mobbing oder Ablehnung durch Gleichaltrige als Risikofaktoren einzustufen.<sup>39</sup>

Bei Vorliegen eines einzelnen Risikofaktors muss nicht kausal eine Störung auftreten. Entscheidender ist die Kumulation von Risikofaktoren.<sup>40</sup> Treten vier Risikofaktoren gemeinsam auf, so liegt das Risiko, eine psychische Störung zu entwickeln, nach den Erkenntnissen der Resilienzforschung um ein Vielfaches höher als bei weniger belasteten Individuen.<sup>41</sup> Zudem interferieren die Risikofaktoren miteinander, „so dass sich konkrete Belastungen nicht isolieren oder gewichten lassen.“<sup>42</sup>

Neben der kumulativen Wirkung von Risikofaktoren gibt es weitere Kontexte, die bei der Wirkung eines Risikos zu beachten sind, wie etwa der

---

<sup>38</sup> Zander, 2010, S. 34

<sup>39</sup> Anm.: Eine übersichtliche Aufführung der Risikofaktoren befindet sich im Anhang.

<sup>40</sup> Vgl. Lösel / Bliesener, 2003, S. 18, vgl. hierzu auch: Rutter et al., 1998, S. 212

<sup>41</sup> Vgl. Rutter, 2000, S. 26 ff.

<sup>42</sup> Pietsch, 2009, S. 28

Entwicklungsstand des Kindes, die Dauer der Belastung, die Abfolge der schädigenden Ereignisse oder die subjektive Bewertung des Risikos.<sup>43</sup>

Eine zusätzlich gefährdendere Wirkung von Risikofaktoren kann dann bestehen, wenn sich ein Individuum in einer vulnerablen Phase befindet. Darunter können der Eintritt in die Grundschule, der Eintritt in die weiterführende Schule oder der Auszug aus dem Elternhaus subsumiert werden. „Insbesondere die Adoleszenz stellt dabei eine Phase vielfältiger Übergänge und damit erhöhter Vulnerabilität dar“<sup>44</sup>, denn diese geht mit einschneidenden biologischen, sozialen und kognitiven Veränderungen im Leben von Jugendlichen einher. In diesen Phasen sind die Anforderungen an Kinder und Jugendliche höher. Die Risikofaktoren wirken „stärker auf das psychosoziale Funktionsniveau ein als zu anderen Zeitpunkten.“<sup>45</sup>

Risikofaktoren sind für die Resilienzforschung von hoher Bedeutung, denn „über die Identifikation von Risikofaktoren lassen sich Lebenssituationen bestimmen, die zu einer Gefährdung der kindlichen Entwicklung führen können.“<sup>46</sup> Sie sind somit wichtige Eckpfeiler für Präventionsmaßnahmen. Diese Art der Prävention fokussiert sich auf die Vermeidung oder Beseitigung dieser Risikofaktoren. Dieser Fokus ist jedoch zu eng gefasst, da es neben der Beseitigung von Risikofaktoren auf die Förderung von protektiven Faktoren ankommt.

### 2.2.2 Die Schutzfaktoren

Die Schutzfaktoren, die auch als entwicklungsfördernde, protektive, risikomildernde Faktoren oder als neutrale Ressource<sup>47</sup> bezeichnet werden, unterliegen ebenso wie die Resilienz keiner einheitlichen Definition.<sup>48</sup> Gewiss ist, dass Schutzfaktoren im Rahmen des Resilienzkonzepts unterschiedliche Funktionen erfüllen. Sie können

---

<sup>43</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönna-Böse, 2014, S. 24 ff.

<sup>44</sup> Scheithauer / Petermann, 1999, S. 11

<sup>45</sup> Paasch, 2014, S. 78

<sup>46</sup> Matt / Siewert, 2008, S. 272

<sup>47</sup> Vgl. Fingerle, 2011, S. 212

<sup>48</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönna-Böse, 2014, S. 27 f.

1. die Abmilderung oder die vollständige Neutralisation eines Risikos bewirken,
2. nach der Verarbeitung eines Risikos gar zu einer Stärkung des Individuums führen, also entwicklungsfördernd sein oder
3. nicht vorhanden sein und damit ein Störungspotenzial darstellen, das Fehlen kann also als Risikofaktor gedeutet werden.<sup>49</sup>

Es wird deutlich, dass die Schutzfaktoren zeitlich gesehen vor einer Risikowirkung vorliegen müssen, da sie ansonsten nicht protektiv wirksam sein können. Wustmann führt nach einer Analyse der gängigen Literatur zentrale Schutzfaktoren auf.<sup>50</sup> Dabei handelt es sich erstens um personale Ressourcen, die sie in kindbezogene Faktoren (positive Temperamenteigenschaften, intellektuelle Fähigkeiten) und Resilienzfaktoren (Selbstwahrnehmung, Selbstwirksamkeit, Umgang mit Stress etc.) unterteilt. Zweitens handelt es sich um soziale Ressourcen, die sie innerhalb der Familie (eine stabile Bezugsperson, autoritativer / demokratischer Erziehungsstil, hohes Bildungsniveau der Eltern) in den Bildungssystemen (klare, transparente und konsistente Regeln und Strukturen, wertschätzendes Klima, hoher und angemessener Leistungsstandard) und im weiteren sozialen Umfeld (kompetente und fürsorgliche Erwachsene außerhalb der Familie, Ressourcen auf kommunaler Ebene, Vorhandensein prosozialer Rollenmodelle, Normen und Werte in der Gesellschaft) von einander abgrenzt.<sup>51</sup> Die Schutzfaktoren können auf vier Ebenen installiert werden und von diesen ihre Wirkung verbreiten: Auf der Individualebene, auf der familiären Ebene (Mikroebene), auf der Ebene der Lebensbereiche und Institutionen (Mesoebene) und auf der Ebene der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (Makroebene).<sup>52</sup> Auch dieser Aspekt ist für Überlegungen zu Präventionsfragen entscheidend, zeigen sich doch hier gleich mehrere Ebenen, von denen eine Ressourcenaktivierung aus möglich ist.

Weder die Schutzfaktoren noch die Risikofaktoren dürfen voneinander isoliert betrachtet werden. Von zentraler Bedeutung für den Ablauf eines Resilienzprozesses ist es vielmehr, wie sich der Akt der Gegenbalance oder die konkrete

---

<sup>49</sup> Vgl. Wustmann, 2004, S. 44 f.

<sup>50</sup> Vgl. Ebd., S. 115

<sup>51</sup> Anm.: Eine übersichtliche listenartige Aufführung der Schutzfaktoren befindet sich im Anhang.

<sup>52</sup> Vgl. Jaede, 2011, S. 470

Wechselwirkung von Risiko- und Schutzfaktoren vollzieht.

Fest steht, dass ein Schutzfaktor, wie eine positive Temperamenteigenschaft, nicht einfach einen Risikofaktor, etwa eine außerfamiliäre Unterbringung, neutralisiert. Eine logische Wenn-Dann-Abfolge, auch Kausalität genannt, kann nicht festgestellt werden.<sup>53</sup> „Es besteht also nur eine Chance und keine Gewissheit, dass aufgrund von vorhandener Schutzfaktoren Resilienz entsteht.“<sup>54</sup> Um die Wirkung eines Schutzfaktors zu beschreiben, sollte daher mit Wahrscheinlichkeitsaussagen (probabilistischen Aussagen) operiert werden. Für den Ablauf eines resilienten Prozesses ist ebenfalls die sogenannte Multifinalität zu beachten. Dies bedeutet das gleiche Konstellationen von Schutz- und / oder Risikofaktoren bei verschiedenen Individuen unterschiedliche Folgen haben können.<sup>55</sup> Auf den eigentlich protektiven Faktor des hier beispielhaft gewählten Faktors des positiven Selbstkonzeptes bezogen bedeutet Multifinalität: Ein „überhöhtes Selbstbild kann [...] zur Folge haben, dass Individuen andere abwerten und sich nicht angemessen behandelt fühlen.“<sup>56</sup> Im Extremfall kann ein überhöhtes Selbstbild zu einem aggressiven Verhalten beitragen.<sup>57</sup> Im ungünstigsten Fall kann die Ausprägung eines Schutzfaktors somit unerwünschte Verhaltensweisen begünstigen.

In der Resilienzforschung wird zudem zwischen generellen Schutzfaktoren, die zu einer gesunden psychischen Entwicklung gehören (wie etwa eine stabile emotionale Beziehung), und differenziellen protektiven Prozessen unterschieden. „Differenziell meint konkret, dass bei der Aufschlüsselung spezifische Risiken, aber auch spezifische Kontexte berücksichtigt werden wie z.B.: Alter und Entwicklungsstufe, Geschlechtsdifferenzen oder kulturelle Kontexte.“<sup>58</sup> Eine Förderung von Resilienz erfolgt also nicht anhand einer einfachen Abfolge zu installierender Schutzfaktoren, sondern muss in dem besonderen Kontext des Individuums angegangen werden. Dies macht die

---

<sup>53</sup> Vgl. Richter-Kornweitz, 2011, S. 245

<sup>54</sup> Loth, 2008, S. 15

<sup>55</sup> Vgl. Lösel / Bender, 2008, S. 64 f.

<sup>56</sup> Ebd., S. 65

<sup>57</sup> Anm.: Diese Multifinalität kann nicht nur persönliche Faktoren betreffen, sondern auch bei der Wirkung der sozialen Schutzfaktoren eine Rolle spielen, zum Beispiel im Zusammenhang mit einem Gefühl der Zufriedenheit mit der erfahrenen Unterstützung des sozialen Umfeldes, bei der Beachtung des Umstandes, dass es sich bei diesem sozialen Umfeld um eine hoch delinquente Peergroup handelt.

<sup>58</sup> Zander, 2010, S. 42

Förderung und auch die Diagnose zu einem höchst individuellen Anliegen.

Die von Wustmann beschriebenen protektiven Faktoren oder auch Ressourcen machen resiliente Verarbeitung von Krisen möglich. Das utopische Ziel müsste es daher sein, dass alle Individuen über möglichst viele und gut ausgeprägte Schutzfaktoren verfügen. Es stellt sich also die Frage, wie die Schutzfaktoren einem breiten Teil der Menschheit zur Verfügung gestellt werden können. Hierzu müsste jedoch der einzelne Prozess der Installation eines jeden Schutzfaktors beschrieben werden. Die Prozesse, durch die es im Einzelnen zu dem Erwerb einer positiven Temperamenteigenschaft kommt - auf der einen Seite zu einer hohen Fähigkeit zur Selbststeuerung oder auf der anderen Seite zu einer hohen Problemlösefähigkeit - können im Vergleich höchst unterschiedlich ausfallen.

Zum einen können die Prozesse, die zu einem Faktorerwerb führen biologisch bedingt sein, beispielsweise durch Vererbung oder Krankheit.<sup>59</sup> Zum anderen kann die Herausbildung von Faktoren, wie z.B. ein unterstützendes familiäres Netzwerk, nur in der Interaktion mit der sozialen Umwelt entstehen. Künstliche Eingriffe sind auf biologischer oder sozialer (Gruppen-) Ebene schwierig. Weitere Aneignungen von speziellen sozialen Schutzfaktoren, wie etwa ein hoher angemessener Leistungsstandard oder altersangemessene Verpflichtungen des Kindes im Haushalt, ergeben sich erst durch die Bewältigung von altersspezifischen Entwicklungsaufgaben.<sup>60</sup>

Von hervorgehobener Bedeutung erscheinen die Prozesse, die zur Aneignung der von Wustmann benannten Resilienzfaktoren führen, da diese im Gegensatz zu den personalen Ressourcen aktiv erworben bzw. augenscheinlich leichter vermittelt werden können.<sup>61</sup>

---

<sup>59</sup> Anm.: der Fokus der psychosozialen Resilienzforschung liegt nicht auf der Betrachtung von biologischen Faktoren, gleichwohl scheinen diese eine immer wichtigere Rolle in der Resilienzforschung innezuhaben (siehe hierzu: Lösel / Bender, 2008). Dies zeigt sich auch durch die jüngste Eröffnung des Deutschen Resilienz-Zentrums in Mainz, da hier der Fokus auf neurobiologischen Resilienzphänomenen liegt. Die biologischen Faktoren werden in dieser Thesis nicht behandelt, da der Schwerpunkt auf der sozialpsychologischen Perspektive liegen soll.

<sup>60</sup> Vgl. Wustmann, 2004, S. 51

<sup>61</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff, Rönnau-Böse, 2014, S. 40

Resilienzfaktoren - personale Ressourcen:

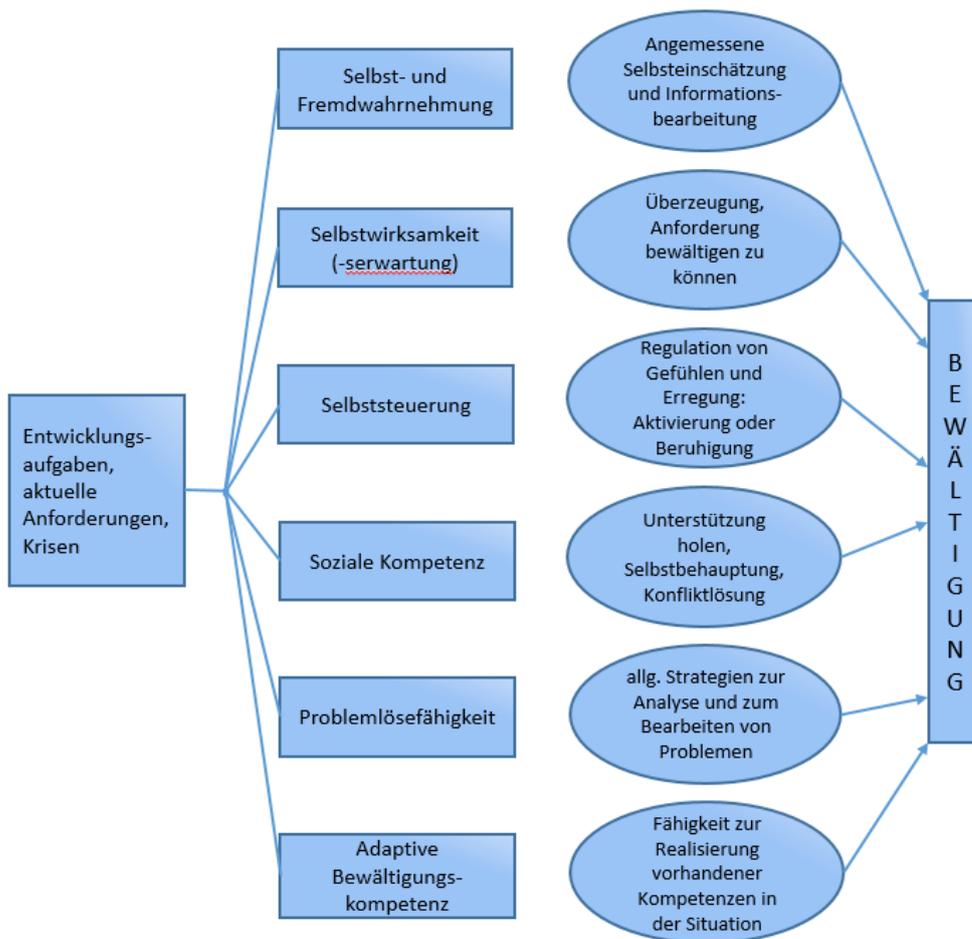


Abb. 1: Resilienzfaktoren - personale Ressourcen, modifiziert nach Fröhlich-Gildhoff / Rönna-Böse

Die Resilienzfaktoren sind: Selbstwahrnehmung, Selbstwirksamkeit, Selbststeuerung, soziale Kompetenz, Umgang mit Stress und Problemlösefähigkeiten (s. Abb. 1). Sie umschließen in ihrem Wesensgehalt eine Reihe von etwa 15 empirisch nachgewiesenen, besonders krisenrelevanten, protektiven Faktoren<sup>62</sup>, wie ein positives Selbstkonzept, internale Kontrollüberzeugungen oder aktive Bewältigungsstrategien.

Der Resilienzfaktor der adaptiven Bewältigungskompetenz ist aufgrund seiner Nähe zur Thematik der Krise und dem Erleben von Stress von besonderem Interesse für die Resilienzforschung. Die Bewältigungskompetenz ist eng mit dem interaktionistischen Stresskonzept und dem Coping-Begriff verknüpft.

<sup>62</sup> Anm. siehe hierzu auch Masten / Reed, 2002; Werner / Smith, 1982; Bender / Lösel, 1998; Petermann et al., 2004; Opp et al., 2008; Wustmann, 2004

Stressoren<sup>63</sup> sind „externe Reize, Anforderungen und Umweltreize, die durch ihr Auftreten eine starke Belastung darstellen und vom Individuum eine Neuanpassung an die Situation verlangen.“<sup>64</sup> Liegt ein Stressor vor, wird dieser externe Reiz stets subjektiv bewertet. Wird keine eigene Bewältigungsmöglichkeit erkannt, wird der Stressor als bedrohlich eingestuft. Dieser verlangt dem Individuum eine physiologische, behaviorale, emotionale oder kognitive Bewältigung (Coping) ab.<sup>65</sup>

In spezifischen Situationen oder Phasen des menschlichen Lebens kommt es zu einer Anhäufung von Stressoren,<sup>66</sup> die dann in ihrer Summe die Bewältigungsmöglichkeiten der Person übersteigen. Die diagnostizierbaren Folgen der Stressbewältigung können zum Beispiel Hormonausschüttung, Rückzugsverhalten, Ärger, Trauer oder Unkonzentriertheit sein.

Der Umgang mit Stress, also die adaptive Bewältigungskompetenz, kann gefördert werden, „wenn mit Kindern reflektiert wird, was für sie stressauslösende Situationen sind und welche Strategien für sie hilfreich sind. Das können Entspannungsübungen sein, aber auch bewegungsförderliche Angebote, das Aufzeigen von Unterstützungspersonen und Orte, an denen sie sich zurückziehen können.“<sup>67</sup>

Das Beispiel der näheren Untersuchung des Begriffs der adaptiven Bewältigung zeigt zwei Aspekte. Zum einen ist die Resilienzforschung abhängig von Erkenntnissen der Psychologie, denn ohne Implementierung von Erkenntnissen zu behavioralen, emotionalen oder kognitiven Prozessen bliebe die Resilienzforschung rudimentär. Zum anderen zeigt die Untersuchung, dass Resilienzfaktoren, wie hier am Beispiel der adaptiven Bewältigung gezeigt, generell förderbar sind. Dies gilt auch für die weiteren Resilienzfaktoren.

In der Auseinandersetzung mit der Resilienzthematik darf nicht außer Acht gelassen werden, dass der Umgang mit Risiken, Krisen und Stressoren eine all-

---

<sup>63</sup> Anm.: Einige der von Wustmann beschriebenen Risikofaktoren (siehe Anhang) können unter allgemeinen Stressoren subsumiert werden. Hierunter fallen zum Beispiel chronische Erkrankungen, ein aversives Wohnumfeld, Obdachlosigkeit oder der Verlust eines Geschwister- oder Elternteils.

<sup>64</sup> Vollmann / Weber, 2015, S. 403

<sup>65</sup> Vgl. Ebd., S. 404 f.

<sup>66</sup> Anm.: Im Resilienzkonzept ist dies vergleichbar mit der Kumulation von Risikofaktoren.

<sup>67</sup> Fröhlich-Gildhoff / Rönnau-Böse, 2014, S. 53

tägliche Gegebenheit darstellt. Viele Krisen sind vorhersehbar oder zu erwarten, wie etwa die Geburt, die Ablösung von der Mutter oder die Loslösung von der Herkunftsfamilie. Diese normativen Krisen tragen einen entscheidenden Teil zu der Entwicklung eines Individuums bei. Die Bewältigungen der erwartbaren Krisen „liefern die Grundlage für Krisen, die durch unvorhersehbare, überraschende Ereignisse erzeugt werden, beispielweise der Tod eines Angehörigen, unerwartete Arbeitslosigkeit oder Naturkatastrophen (nicht-normative Krisen).“<sup>68</sup>

Dieser hohe Stellenwert der Krise besteht auch für den Entwicklungstheoretiker Erikson.<sup>69</sup> Denn jeder Mensch hat zu einer bestimmten Entwicklungsphase eine Anzahl an Entwicklungsaufgaben zu erfüllen. Wird eine Entwicklungsaufgabe nicht gelöst, wird ihre Lösung auf die nächste Stufe verschleppt und wirkt sich dort negativ aus, so dass die Lösung der nächsten Entwicklungsaufgabe erschwert oder sogar unmöglich wird. Krisen sind folglich notwendig für Entwicklung. „Diesem Gedanken folgend wird sie (Resilienz) zu einer die Entwicklung sichernden Kompetenz.“<sup>70</sup> Individuen von jeglichen Risiken abzuschotten und sie vollkommenen Schutz zu unterstellen, „ist gerade in Krisensituationen selten der effektivste Weg, um die Widerstandsfähigkeit und Resilienz der Kinder zu unterstützen.“<sup>71</sup> Dies erlaubt jedoch nicht den Schluss, dass Kinder den Krisensituationen schutzlos ausgesetzt werden sollten. Es kommt in diesen Fällen besonders auf die begleitende, elterliche Moderation und Unterstützung dieser Krisen an.

Aus den Ausführungen ergibt sich, dass Resilienz ein komplexes, relationales Konstrukt ist, das im Angesicht von multiplen Risikolagen ein positives Anpassungsphänomen beschreibt. Die zu beachtenden Schutz- und Risikofaktoren sind zahlreich, stehen in beständiger Wechselwirkung und wirken von verschiedenen Ebenen auf das Individuum ein. Die Diagnose von Resilienz als ein Bewältigungsprozess ist aufgrund der vielen Wirkungsmechanismen

---

<sup>68</sup> Pietsch, 2009, S. 11

<sup>69</sup> Vgl. Wieland, 2011, S. 194 ff.

<sup>70</sup> Wieland, 2011, S. 194 f.

<sup>71</sup> Boyden / Mann, 2005, S. 19

höchstens auf individueller Ebene möglich und nur in konkreten Kontexten beschreibbar.<sup>72</sup> Dennoch zeigen verschiedene Studien, dass Resilienz ein konstant auftretendes, statistisches Phänomen darstellt und weisen interessante Erkenntnisse zu den jeweils ermittelten Risiko- und Schutzfaktoren auf. Gleichzeitig zeigen sie auf, in welchen Kontexten resiliente Prozesse stattfinden können und wie versucht werden kann, Resilienz zu operationalisieren.

### **2.3 Studien zur Resilienzforschung**

Die Resilienzforschung hat in den vergangenen Jahrzehnten beachtliche Forschungsergebnisse hervorgebracht. Die Kernannahmen und Fragestellungen der Resilienzforschung finden sich auch in der Gesundheitswissenschaft, Gesundheitsförderung und Salutogenese, da sich die Bereiche ähneln.<sup>73</sup> Um einen Überblick über die Ergebnisse und gleichzeitig einen tiefergehenden Einblick in die Resilienzforschung zu erhalten, werden im Folgenden einige dieser Studien vorgestellt.

#### **2.3.1 Die Kauai-Studie**

Schauplatz der größten, bekanntesten und ältesten Langzeituntersuchung zur Resilienzthematik<sup>74</sup> war die Insel Kauai. In der Studie wurden alle auf Kauai geborenen Kinder der Geburtskohorte des Jahres 1955 von den Psychologinnen Werner und Smith untersucht. Die eigentliche Intention Werners war es, dass die Ergebnisse einmal relevant für die zukünftige Gesundheitspolitik und für Bildungs- und Sozialprogramme sein sollten.<sup>75</sup> Dass Werner und Smith Jahre später als die Mitbegründer des Resilienzphänomens bekannt sein würden, war zu dem Beginn der Studie nicht abzusehen. Die untersuchte Geburtskohorte bestand aus 698 Mädchen und Jungen. Diese wurden im Alter von einem, zwei, zehn, 18, 32 und 40 Jahren im Hinblick auf psychische, physische und soziodemographische Daten untersucht. Zu den letztgenannten Daten gehörten Informationen zum familiären Leben, die spätere Entwicklung in der

---

<sup>72</sup> Vgl. Zander, 2010, S. 40, vgl. hierzu auch: Fröhlich-Gildhoff / Rönna-Böse, 2014, S. 146

<sup>73</sup> Vgl. Bengel et al., 2009, S. 18

<sup>74</sup> Vgl. Paasch, 2014, S. 80

<sup>75</sup> Vgl. Werner / Smith, 1971, S. 2

Schule, im Berufsleben oder zur Delinquenz. Die äußerst heterogene Gesellschaft Kauais verfügte über relativ gute infrastrukturelle Ressourcen, wie eine funktionierende medizinische Versorgung mit niedriger Säuglingssterblichkeit und eine ausreichende Schuldichte.<sup>76</sup> Trotz der guten Vorraussetzungen grassierten soziale Probleme wie Arbeitslosigkeit, Drogenmissbrauch und chronische Armut.

Werner und Smith stellten fest, dass diese Probleme auch die Kinder des Geburtsjahrganges 1955 erreichten. Denn etwa ein Drittel der untersuchten 698 Kinder sahen sich den genannten multiplen Risikolagen oder Risiken, wie einer psychischen Erkrankung eines Elternteils oder familiärer Disharmonie ausgesetzt.<sup>77</sup> Als besonders gefährdet galten Kinder, bei denen vier oder mehr Risiken erkennbar waren. Diese entwickelten mit höherer Wahrscheinlichkeit eine psychische Störung oder neigten zu dissozialem oder gar delinquentem Verhalten.<sup>78</sup> Ein Drittel der von mehr als vier Risiken betroffenen Kinder, die auch Hochrisikokinder genannt wurden, entwickelte sich jedoch ohne negative Auffälligkeiten und wurde in der Folge als resilient bezeichnet. Werner stellte zu der Gruppe der Resilienten fest:

*„As far as we can tell from interviews and from their record in the community, they manage to do well in their work, family, and social life, and they are realistic in their goals and expectations. They have learned “to work and love well,” in accord with Freud’s definition of mental health.”<sup>79</sup>*

Die nicht-resilienten und die resilienten Kinder wuchsen ökonomisch in den gleichen Verhältnissen auf. Die Familien waren arm, das Einkommen gering, die meisten Väter waren ungebildete Arbeiter auf den Zuckerrohrplantagen und auch die Mütter hatten zumeist keine Hochschulabschlüsse.<sup>80</sup> Diese gleichen ökonomischen Bedingungen konnten nicht die Ursache für die erheblichen Unterschiede in der Resilienz der untersuchten Kinder sein.

---

<sup>76</sup> Vgl. Werner / Smith, 1982, S. 8 ff.

<sup>77</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönnau-Böse, 2014, S. 14

<sup>78</sup> Vgl. Werner / Smith, 1982, S. 48

<sup>79</sup> Ebd., S. 48

<sup>80</sup> Vgl. Werner / Smith, 1982, S. 50

Diese Unterschiede zeigten sich erst bei der näheren Untersuchung der resilienten Individuen. Werner und Smith verorteten bei diesen Kindern sogenannte „Protective Factors“<sup>81</sup>, also Schutzfaktoren. Dies konnten eine fürsorgliche Bezugsperson, ein stabiler Zusammenhalt der Familie, eine hohe Sozialkompetenz oder eine positive Selbstwirksamkeitserwartung sein.<sup>82</sup>

Den Schutzfaktoren wurde in folgenden Jahren mehr Aufmerksamkeit zu teil, erschienen diese doch als Garant einer Entwicklung zu einem leistungsfähigen, zuversichtlichen und fürsorglichen Erwachsenen.<sup>83</sup> Denn die Langzeitbetrachtung der Studienteilnehmer offenbarte Zusammenhänge zwischen positiven Erfahrungen früher Kindheit und einem sozial integrierten und gesunden späteren Leben. So führte ein positives Zusammenspiel von Kind, Eltern und fürsorglichen Erwachsenen außerhalb der Familie zu größerer Selbstständigkeit und sozialer Reife der Kinder im Alter von zwei Jahren und „zu größerer schulischer Kompetenz der Zehnjährigen. Dies wiederum hing positiv mit der Selbstwirksamkeitserwartung mit 18 Jahren zusammen. Mit der Überzeugung, für die Erfolge selbst verantwortlich zu sein, ging mit einer geringeren emotionalen Belastung mit 32 und 40 Jahren sowie häufigerer emotionaler Unterstützung durch den Lebenspartner bzw. die Lebenspartnerin einher.“<sup>84</sup> Die Kauai-Studie zeigt an dieser Stelle auf, wie wichtig zwischenmenschliche Bindungen für ein gesundes und geschütztes Aufwachsen sind. „Trotz der Belastungen durch familiäre Dissonanz, elterlicher Psychopathologie oder körperlicher Behinderung hatten die widerstandsfähigen Kinder in unserer Studie die Chance, eine enge Bindung mit mindestens einer kompetenten und stabilen Person aufzubauen, die auf ihre Bedürfnisse eingegangen war.“<sup>85</sup> Dies deckt sich mit Erkenntnissen des Bindungstheoretikers John Bowlby, der 1972 feststellte, von welcher hoher Bedeutung „emotional bedeutsame Bindungen zwischen Individuen“<sup>86</sup> sind. Die von Werner und Smith ermittelten Schutzfaktoren wurden in weiteren Resilienz-Studien, wie denen von Garmezy und Rutter, untersucht. Auch im deutschsprachigen Raum fand die Untersuchung der Schutzfaktoren Anklang, wie die Bielefelder Invulnerabilitätsstudie belegt.

---

<sup>81</sup> E Werner / Smith, 1982, S. 134 f.

<sup>82</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönnau-Böse, 2014, S. 16

<sup>83</sup> Vgl. Werner, 2008, S. 21

<sup>84</sup> Bengel et al., 2009, S. 32

<sup>85</sup> Werner, 2008, S. 23

<sup>86</sup> Bowlby, 1972, S. 19

### 2.3.2 Die Bielefelder Invulnerabilitätsstudie

Die erste deutsche Resilienzstudie verfolgte das Ziel die seelische Widerstandsfähigkeit von Jugendlichen unter den Bedingungen eines hohen Entwicklungsrisikos zu untersuchen. Die Studie beschäftigte sich dabei auch mit den aus der Resilienzforschung bekannten Risiko- und Schutzfaktoren.

Die Studienteilnehmer waren eine Gruppe von 146 Hochrisikojugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren. Diese stammten aus der Heimbetreuung und wiesen ein sehr belastetes privates Umfeld auf. Unvollständige Familien, Armut, Alkoholmissbrauch und Erziehungsdefizite waren nur einige der zahlreichen Belastungen, die die Jugendlichen bereits erfahren hatten.

Bei der Auswahl der Studienteilnehmer wurden die Mitarbeiter von 60 Heim-einrichtungen zunächst mit den Erkenntnissen der Resilienzforschung vertraut gemacht. Im Anschluss wurden die Erzieher dazu aufgefordert, in ihren Jugendheimen nach Jugendlichen zu suchen, die sich trotz hoher Risiko-belastung auffallend positiv entwickelten.

Aus 27 Heimen konnte eine Stichprobe von 66 resilienten Jugendlichen erhoben werden. Als Vergleichsgruppe wurden 80 Jugendliche herangezogen, die zwar vergleichbare Risikokonstellationen aufwiesen, gegenüber den resilienten Jugendlichen jedoch ausgeprägte Verhaltensstörungen zeigten.<sup>87</sup>

Die Verhaltensstörungen äußerten sich zumeist in aggressiven, delinquenten oder internalisierenden Problemverhalten. Die ausgewählten Jugendlichen wurden im Verlauf der Studie zu ihrer Selbsteinschätzung befragt und verschiedenen Tests unterzogen.

Die in der Studie erhobenen Daten wurden zu den Bereichen soziale Ressourcen, personale Ressourcen, biographische Belastungen und Risikobelastungen sowie zu Problemverhalten bzw. Verhaltensstörungen erhoben. Im Bereich der Risikobelastungen wurden dabei sowohl objektive Fakten, wie Schulwechsel, Arbeitslosigkeit oder die Scheidung der Eltern erhoben, als auch subjektive Belastungen, wie Alkoholprobleme oder Vernachlässigung, berücksichtigt.<sup>88</sup> Bei den Untersuchungen stellte sich heraus, dass die ausgeprägten Verhaltensstörungen der Jugendlichen eher mit den subjektiven Belastungen korrelierten.

---

<sup>87</sup> Vgl. Lösel / Bender, 2008, S. 58

<sup>88</sup> Vgl. Paasch, 2014, S. 85

Die 66 resilienten Jugendlichen verfügten über ein „flexibleres und weniger impulsives Temperament, hatten eine realistischere Zukunftsperspektive, waren in ihrem Bewältigungsverhalten aktiver und weniger vermeidend, erlebten sich als weniger hilflos und mehr selbst vertrauend, waren leistungsmotivierter und in der Schule besser als die Jugendlichen mit Verhaltensstörungen.“<sup>89</sup> Ferner wiesen die resilienten Jugendlichen ein hohes Selbstwertgefühl und eine positive Selbstwirksamkeitsüberzeugung auf. Förderlich erwies sich auch das erlebte Erziehungsklima in den Heimstätten, das durch Normorientierung, Zuwendung sowie Empathie gekennzeichnet war.

Weitere Ergebnisse der Studie ergaben sich bei einer Gegenüberstellung der Gruppe der resilienten Jugendlichen mit einer Vergleichsgruppen von Jugendlichen, die keinen Risiken ausgesetzt waren. Die belasteten, jedoch resilienten Jugendlichen erschienen leicht proaktiver im Umgang mit Alltagsproblemen und wiesen eine erhöhte Problemlösefähigkeit auf. Insgesamt waren die Unterschiede zwischen unbelasteter Gruppe und der Gruppe der resilienten Jugendlichen gering.

Auch in dieser Studie wird die Bedeutung von Bindungspersonen betont. Die resilienten Heimkinder verfügten demnach häufiger über eine feste Bindungsperson außerhalb der schwierigen Familienstrukturen. Neben der empirischen Bestätigung bekannter Schutzfaktoren beschäftigten sich Lösel und Bender mit der Aufhellung protektiver Prozesse und stellten auf die Hochrisikogruppe der Heimkinder bezogen fest, dass die protektiven Faktoren bereits bei einer geringen Risikobelastung einen kompensatorischen Effekt hatten. Zu der Resilienzforschung wird angemerkt, dass sie sich meist mit individuellen oder mikrosozialen Faktoren beschäftigt. Der Blick auf makrosoziale Faktoren, wie die ökonomische Deprivation, eine geringe nachbarschaftliche Bindung oder gehäufte Gewalt in der Umgebung, ebenfalls relevant für sich entwickelnde Verhaltensprobleme sind.<sup>90</sup> Zudem lenken Lösel und Bender den Blick auf biologische Faktoren und halten fest, dass soziale und biologische Faktoren nicht immer eindeutig voneinander trennbar sind und dass Kinder ihre Umwelt mit den Genen der Eltern vererbt bekommen können.<sup>91</sup>

---

<sup>89</sup> Lösel / Bender, 2008, S. 58

<sup>90</sup> Vgl. Lösel / Bender, 2008, S. 66

<sup>91</sup> Vgl. Ebd., S. 69

### 2.3.3 Die BELLA-Studie

Die BELLA-Studie ist eine aktuelle Studie, die sich explizit mit psychosozialen Schutzfaktoren beschäftigt und deren Wirkung untersucht. Sie ist ein Zusatzmodul im Rahmen des breit angelegten Kinder- und Jugendgesundheits surveys, welches die Erhebung von Daten zum seelischen Wohlbefinden und Verhalten zur Aufgabe hat. Die Stichprobenentnahme erfolgte aus den 18.000 Kindern und Jugendlichen im Alter von 0 bis 17 Jahren, die Teilnehmer des Kindheits- und Jugendgesundheits surveys waren. Etwa 4000 randomisiert ausgewählte Kinder wurden im querschnittlichen Teil der Studie einmalig zu ihrem psychischen Wohlbefinden befragt.

Im längsschnittlichen Teil der Studie wurden 880 von den 4000 Kindern und Jugendlichen im Abstand eines Jahres insgesamt dreimal zu ihrem Gesundheitsempfinden befragt. Die Gruppe der 880 Kinder und Jugendlichen setzte sich aus 440 psychisch Auffälligen, die sich aus der Querschnittsuntersuchung ergaben, und 440 psychisch unauffälligen Kindern und Jugendlichen zusammen. Ferner wurde die Studie um weitere 200 Kinder und Jugendliche ergänzt, die wegen psychischer Auffälligkeiten in Behandlung waren. „Ziel der Zusatzstudie [...] ist es, die Prävalenz psychischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen in einer bundesweit repräsentativen Stichprobe differenziert zu ermitteln. Zudem sollen Risiken und Ressourcen bei Kindern und Jugendlichen identifiziert werden“<sup>92</sup>

Der Studie zu Folge wurden 9,7% der Teilnehmer für wahrscheinlich psychisch auffällig befunden. Bei weiteren 12,2% wurden Hinweise auf psychische Auffälligkeiten festgestellt. Hierbei handelte es sich etwa um Störungen des Sozialverhaltens, Depressionen oder Ängste. 55% der Kinder und Jugendlichen, die vier oder mehr Risikofaktoren ausgesetzt waren, entwickelten eine solche psychische Auffälligkeit.<sup>93</sup> Bei der Gruppe der psychisch unauffälligen wurde ein höheres Maß an personalen (Kohärenzsinn, Selbstwert, soziale Kompetenz, Selbstwirksamkeit, Optimismus), familiären (elterliche Unterstützung, Familienklima) und sozialen (selbsteingeschätzte Kompetenz, soziale Unterstützung, Schulklima) Ressourcen festgestellt. „Vor allem personale und

---

<sup>92</sup> Bengel et al., 2009, S. 42

<sup>93</sup> Vgl. Ravens-Sieberer, 2012, S. 52

familiäre Ressourcen erwiesen sich als bedeutsame, statistisch signifikante Einflussgrößen.<sup>94</sup> Eine schwache Ausprägung von Ressourcen korrelierte mit einem höheren gesundheitlichen Risikoverhalten, wie zum Beispiel Rauchen. Zudem wurde bei niedrigem sozial-ökonomischen Status eine Häufung von Hinweisen auf psychische Auffälligkeiten festgestellt. Bei diesen Kindern konnten Defizite bei personalen, familiären und sozialen Ressourcen festgestellt werden. Ähnliche Defizite wurden bei Kindern erkennbar, deren Eltern oder Großeltern nach Deutschland migriert waren.<sup>95</sup> Aus den Befunden dieser Studie lässt sich ableiten, dass sowohl Risikowirkungen der Faktoren Armut bzw. ökonomischer Deprivation als auch personale, familiäre und soziale Ressourcen einen wesentlichen Einfluss auf eine gesunde seelische Entwicklung innehaben und aktuell eine hohe Bedeutung im gesundheitspolitischen Diskurs entfalten.

### 2.3.4 Zusammenfassung der Studien

Die ausgewählten Studien stellen nur einen kleinen Ausschnitt an Untersuchungen dar, die sich inhaltlich dem Resilienzphänomen bzw. den protektiven Faktoren widmen. Der resiliente Bewältigungsprozess wird in den Studien jedoch nicht konkret festgestellt. Es werden hier lediglich die jeweiligen positiven Ausprägungen, wie etwa psychologische Gesundheit oder Verhaltensunauffälligkeit festgehalten. Informationen, wie ein solcher Bewältigungsprozess konkret abläuft oder wann er abläuft, können aus den Studien nicht erhoben werden. Die unterschiedlichen Altersgruppen, bei denen das Phänomen der positiven Anpassung aufgetreten ist, belegen, dass sich Resilienz in verschiedenen Lebensphasen zeigen kann.

Bei dem Vergleich der frühen Kauai-Studie mit den späteren Arbeiten wird deutlich, dass das Phänomen der Resilienz als eine erwartungswidrige positive Entwicklung von anderen, moderneren Studien repliziert werden kann. Resilienz als Phänomen der positiven Entwicklung im Angesicht erhöhter Risikolagen kann durch die Studien als bestätigt angesehen werden.

---

<sup>94</sup> Bengel et al., 2009, S. 43

<sup>95</sup> Vgl. Ebd., S. 43 f.

Bei einem vertiefenden Vergleich der Studien fällt auf, dass die von der frühen Resilienzforschung herausgearbeiteten Schutzfaktoren bzw. Resilienzfaktoren auch in den späteren Untersuchungen von erheblicher Bedeutung sind. In der Bielefelder Invulnerabilitätsstudie aus den neunziger Jahren sind dies Kompetenzen, wie ein flexibleres Temperament, ein aktives Bewältigungsverhalten, eine realistischere Selbstwahrnehmung und ein höheres Selbstvertrauen. In der BELLA-Studie wurden bei den psychisch unauffälligen Probanden stärker ausgeprägte personale, familiäre und soziale Ressourcen festgestellt. Die dargestellten Studien lassen den Schluss zu, dass die von der Resilienzforschung hervorgebrachten Schutzfaktoren auch weiterhin von hoher Bedeutung für Folgeuntersuchungen aus dem Bereich des Gesundheitswesens sein werden.

### **2.4 Folgen für den Umgang mit dem Resilienzkonzept**

Aufgrund der Forschungen ist heute unstrittig, dass es das positive Bewältigungsphänomen der Resilienz bei dem Auftreten von Krisen gibt. Der durch Werner und Smith miteingeleitete Paradigmenwechsel, der zur Beachtung positiver Entwicklungsergebnisse im Zusammenhang mit bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen und sozialen Faktoren führte, war ein wichtiger Schritt zur Entdeckung neuartiger, gesundheitlicher Präventionsansätze.

Die dargestellten und weitere Studien „liefern relevante Eckpunkte für die Konzeption einer ressourcenorientierten Förderung im Hinblick auf Möglichkeiten und Grenzen von Präventionsprogrammen und Diagnostik.“<sup>96</sup> Die Studien müssen jedoch vertieft werden, um eine höhere Generalisierbarkeit von Ergebnissen zu erreichen. Es ist daher notwendig, dass „die Erforschung der komplexen Wechselwirkungen zwischen Risiko- und Schutzfaktoren nach wie vor eines der dringendsten Anliegen der Resilienzforschung“<sup>97</sup> bleibt.

Auf der Diagnose- und Interventionsebene ist es schwierig festzulegen, welche Personen resiliente Verarbeitungen zukünftig zeigen werden und welche Personen nicht. Zum einen zeigt sich Resilienz erst ex post, das heißt nach

---

<sup>96</sup> Fingerle, 2011, S. 209

<sup>97</sup> Zander, 2010, S. 40

dem Eintreten eines Risikos. Zum anderen zeigt sich, dass die Möglichkeit von Entwicklungsverläufen trotz des Vorliegens bestimmter Risiko- und Schutzfaktorenkonstellationen unendlich hoch ist (multifinal). „Personen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt im Leben relativ resilient sind, können zu anderen Zeitpunkten wesentlich vulnerabler erscheinen“.<sup>98</sup> Prognosen zum Auftreten von Resilienz sind daher nur schwer durchzuführen.

Die Theorie der Resilienz ist nicht geschlossen. Gerade die konkrete Verarbeitung von spezielleren Krisen können mit alternativen Konstrukten, wie der Bindungstheorie<sup>99</sup>, der Biografiearbeit<sup>100</sup> oder Modellen zur Bewältigung von Stress<sup>101</sup> erklärt werden. Zwar zeigt sich die Resilienzforschung den Ergebnissen dieser Forschungsfelder gegenüber offen, läuft jedoch Gefahr, eigene Konturen zu verlieren.

Oftmals wird in den Studien nicht der resiliente Prozess, sondern die Ausprägung von Resilienz als positive Anpassung im Gegensatz zu den von Krisen geschädigten Individuen begriffen. Da der eigentliche Anpassungsprozess durch die Resilienzforschung, wenn überhaupt, nur auf individueller Ebene untersucht werden kann, ist die Übernahme des Resilienzphänomens für andere Wissenschaften eher unattraktiv. So stellt Imbusch bezüglich einer Adaption des Resilienzkonstrukts für die Sozialwissenschaften fest:

*„Die Vielfältigkeit von Resilienz [...] reproduziert dabei im Grunde nur das bislang vage und ambigue Begriffsverständnis von Resilienz in den Sozialwissenschaften, das dringend weiterer Klärung bedarf, wenn es nicht für disparate Zwecke vereinnahmt werden will.“<sup>102</sup>*

Vor einer unkritischen Übernahme des Ansatzes wird auch von anderen Akteuren der Resilienzforschung gewarnt.<sup>103</sup> Trotz der Schwierigkeiten mit dem Resilienzkonstrukt kann eine zentrale Leistung der Resilienzforschung darin gesehen werden, dass die Schutz- und Risikofaktoren identifiziert wurden, die

---

<sup>98</sup> Bengel et al., 2009, S. 21

<sup>99</sup> Vgl. Weiß, 2011, S. 334

<sup>100</sup> Vgl. Pietsch, 2009, S. 15

<sup>101</sup> Vgl. Hillenbrand, 2008, S. 23

<sup>102</sup> Imbusch, 2015, S. 260

<sup>103</sup> Vgl. Fingerle, 2008, S. 299

das Verständnis zur individuellen Lebensbewältigung erhöht haben.<sup>104</sup> Ferner schärft sie das Auge für eine besonders widerstandsfähige Gruppe von Personen, die es in vielen Kontexten zu geben scheint.

Auch die kriminologische Forschung ist an den Entwicklungsprozessen der frühen Kindheit interessiert, liegt doch die Wurzel von Delinquenz häufig in den ersten Lebensjahren.<sup>105</sup> Unter den dargestellten Forschungen finden sich Studien, die Verhaltensauffälligkeit, Delinquenz und Straffälligkeit von Jugendlichen oder Erwachsenen miteinbeziehen. Die Erkenntnisse dieser Studien können als Anregung zu der kriminologischen Forschung verstanden werden, da sie mögliche Beziehungen zwischen Straffälligkeit und auffälligen Faktorenkonstellationen deutlich machen können und weitere Hinweise zur Erklärung und Früherkennung von Devianz geben können. Eine Inbezugsetzung des Resilienzkonzepts mit der Kriminologie kann nicht aus dem Stand heraus gelingen. Aus diesem Grund müssen Vorüberlegungen angestellt werden.

## **3 Kriminologische Befunde**

### **3.1 Vorüberlegungen**

Aus kriminologischer Sicht stellt sich die Frage, wozu die Erkenntnisse der Resilienzforschung einen komplementären Beitrag leisten können. Dabei sind zunächst die grundlegenden Kernpunkte und Interessen der Kriminologie abzustecken. Die Kriminologie ist eine Querschnittswissenschaft, die sich neben der Strafrechtswissenschaft auch auf die Soziologie und die Psychologie bezieht.<sup>106</sup> Die Kriminalsoziologie betrachtet Kriminalität als Massenerscheinung im gesellschaftlichen Leben und versucht ihre gesellschaftlich bedingten Umstände zu erfassen. Die Kriminalpsychologie beschäftigt sich unter anderem mit der seelischen Struktur des Täters „und zwar während, vor und nach der Tat.“<sup>107</sup>

---

<sup>104</sup> Vgl. Müller, 2011, S. 325

<sup>105</sup> Vgl. Elliot, 1994, S. 2

<sup>106</sup> Vgl. Schwind, 2002, S. 8 f.

<sup>107</sup> Burghard et al., 1996, S. 140

Die Erkenntnisse, die zu einem umfassenderen, kriminologischen Wissensbestand führen, werden von den genannten Bezugswissenschaften eingeholt. Die Kriminologie ist darum grundsätzlich auf andere Wissenschaften angewiesen. Auch ein aus der psychologischen Forschung entspringendes Konstrukt, wie die Resilienz, scheint, allein aus dem Grund des Bedarfs der Kriminologie an Impulsen aus fremden Wissenschaften, einer Prüfung wert. Weitere Interessen der Kriminologie lassen sich aus deren Definition ableiten.

*„Unter ‚Kriminologie‘ ist der interdisziplinäre Forschungsbereich zu verstehen, der sich auf alle empirischen Wissenschaften bezieht, die zum Ziel haben, den Umfang der Kriminalität zu ermitteln und Erfahrungen über die Erscheinungsformen und Ursachen der Kriminalität, über Täter und Opfer sowie über die Kontrolle der sozialen Auffälligkeit einschließlich der Behandlungsmöglichkeiten für den Straftäter und der Wirkung der Strafe (bzw. Maßregel) zu sammeln.“<sup>108</sup>*

Mögliche Überschneidungen zwischen dem Resilienzkonzept und der Kriminologie sind nach der Betrachtung der Definition bei der Erklärung der Ursachen der Kriminalität, der Opfer- und Täterwerdung, der Kontrolle der sozialen Auffälligkeit und den Behandlungsmöglichkeiten für den Straftäter zu suchen. Das Resilienzkonzept bezieht sich zwar nicht explizit auf deviantes oder delinquentes Verhalten, es bietet jedoch einige Forschungen mit Bezug zu abweichendem Verhalten<sup>109</sup> und bemüht sich sogleich, dieses aufgrund bestimmter Faktorenkonstellationen zu erklären. Auch für mögliche Opfer von Straftaten können die Erkenntnisse der Resilienzforschung interessante Ansätze bieten. Annehmbar wäre hier die These, dass bestimmte Faktorenkonstellationen Opferwerdung verhindern und die Folgen der Opferwerdung abschwächen können. In Bezug auf die Kontrolle der sozialen Auffälligkeit und der Behandlung möglicher Straftäter sind auf dem Resilienzgedanken basierende Programme zur Förderung von Kompetenzen denkbar, die eine spätere Täterwerdung mit höherer Wahrscheinlichkeit verhindern (im Sinne primärer, sekundärer und tertiärer Prävention).

---

<sup>108</sup> Schwind, 2002, S. 8

<sup>109</sup> Anm.: Siehe hierzu die Studien von Farrington, Laucht et al., Lösel et al., Moffit, Smith, Stattin.

### 3 Kriminologische Befunde

Ferner wurde durch die Resilienzforschung die Perspektive auf eine Gruppe von Personen gerichtet, die sich bei negativen Bedingungen wider Erwarten positiv entwickelt. Möglicherweise existieren solche Gruppen auch in der Verbrechenforschung. Denkbar wären beispielsweise Aussteiger aus der rechts- oder linksextremistischen Szene.

Bisher wurde das Themengebiet der Resilienz kaum von der Kriminologie beachtet, was sich in geringen Zahlen von Beiträgen zu diesem Forschungsbe- reich ausdrückt. Aus diesem Grund kann davon ausgegangen werden, dass die Bezüge der Resilienz zur Kriminologie eher gering ausfallen dürften (s. Abb. 2).

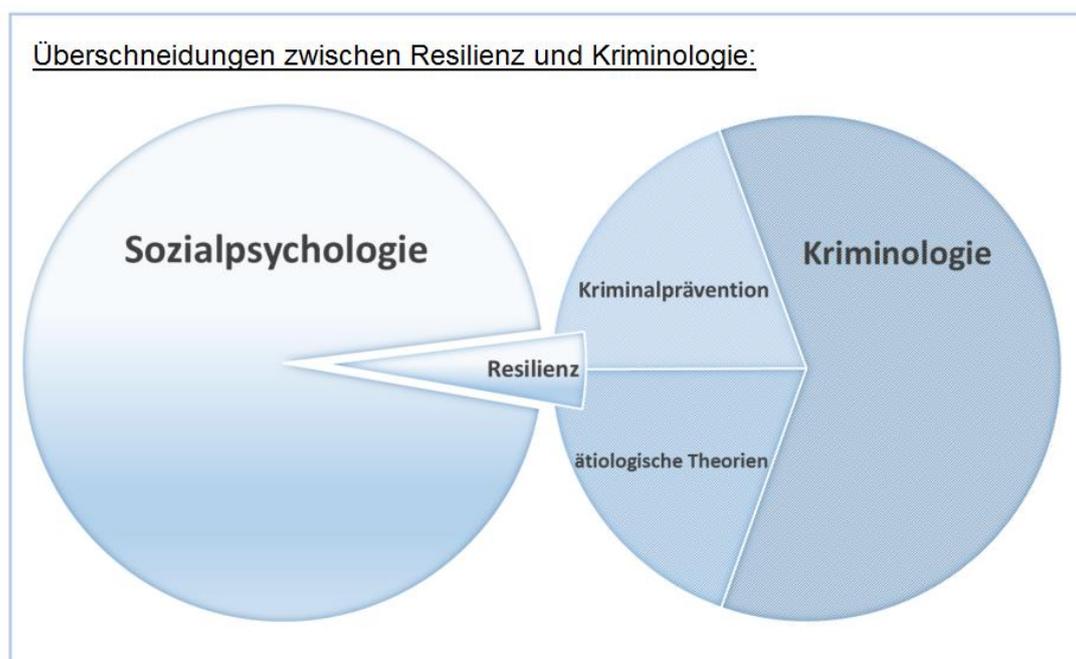


Abb. 2: Überschneidungen zwischen Resilienz und Kriminologie

Zusammengefasst könnte das Resilienzkonzept als Konstrukt der Sozialpsychologie zu den vier folgenden Fragen unterstützende Erkenntnisse beisteuern:

1. Bei welcher Risikofaktorkonstellation werden delinquente Verhaltensweisen mit hoher Wahrscheinlichkeit entwickelt?
2. Welche Schutzfaktoren sind zu fördern, um mit höheren Wahrscheinlichkeiten delinquente Verhaltensweisen zu verhindern?
3. Welche Schutzfaktoren helfen eine zukünftige Opferwerdung zu verhindern bzw. bei einer besseren Bewältigung von Straftaten?
4. Welche bisher noch nicht ausfindig gemachten (Aussteiger-) Gruppen weisen kriminologische Relevanz auf und welche Faktorenkonstellationen sind bei diesen Gruppen auffindbar?

Diese vier Fragen können als mögliche Verknüpfungspunkte zwischen Resilienz und Kriminologie angesehen werden und aus einer Fülle von unterschiedlichen Kontexten der Verbrechensforschung gesehen und beantwortet werden.<sup>110</sup>

Eine Betrachtung der Verknüpfungspunkte ist nicht aus allen Kontexten heraus möglich. Eine Eingrenzung des Themengebietes, anhand dessen die Verknüpfungspunkte diskutiert werden sollen, ist daher unabdingbar.

Da das Resilienzkonzept als ein entwicklungspsychologisches Phänomen gilt und in einem natürlichen Zusammenhang mit den Begriffen von Entwicklung, Identitätsbildung, Kindheit und Jugend steht, ist ein naheliegender kriminologischer Themenbereich die Jugendkriminalität. Hier werden die Ursachen für Delinquenz in Kindheit, Jugend und im heranwachsenden Alter erklärt und Debatten zum bestmöglichen (politischen und gesellschaftlichen) Umgang mit Jugenddelinquenz geführt.<sup>111</sup> Zudem herrscht im Praxisfeld der Jugenddelinquenz ein Fokus auf vorhandene Defizite der Jugendlichen und Problemspiralen. Ein Blick aus einer gegensätzlichen Perspektive der Resilienz mit einem

---

<sup>110</sup> Anm.: In dieser Arbeit sollen die Verknüpfungspunkte 1. und 2. im Fokus stehen. Eine tiefere Bearbeitung der Punkte 3. und 4. übersteigt den erlaubten Umfang dieser Thesis.

<sup>111</sup> Im Phänomenbereich der Jugendkriminalität kann eine höhere Schnittmenge zwischen Resilienzkonzept und Kriminologie erwartet werden, als beispielsweise zwischen Resilienzforschung und organisierter Kriminalität.

ressourcenfördernden Ansatz scheint daher vielversprechend. Im Folgenden soll daher der Phänomenbereich der Jugendkriminalität vorgestellt werden. Anschließend werden Theorien und Studien zur Erklärung von Jugenddelinquenz aufgeführt, die sodann im Kontext des Resilienzkonzepts diskutiert werden.

### **3.2 Jugenddelinquenz**

Erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wird die Jugend als relevante Bevölkerungsgruppe wahrgenommen. Die zunehmende Industrialisierung hatte zur indirekten Folge, dass Großfamilien zerbrachen und die halt gebenden Mechanismen versagten. Die Jugend wurde in diesen Zeiten von der Arbeit ausgeschlossen, so dass im Angesicht der eigenen Versagungsleistungen eigene Wertevorstellungen und Verhaltensmuster entstanden, die gerade bei den Jugendlichen der unteren Schichten auch zu Delinquenz führten.<sup>112</sup> Heute finden sich unter den 80 Millionen Einwohnern Deutschlands etwa 10 Millionen Kinder, 3,2 Millionen Jugendliche und 2,4 Millionen Heranwachsende.

Aus polizeilicher Sicht umfasst die Jugendkriminalität die Delinquenz sowie alle Straftaten von jugendlichen und heranwachsenden Tatverdächtigen im Alter von 14 bis 21 Jahren. Der Anteil jugendlicher Tatverdächtiger in Deutschland (14-18 Jahre) belief sich laut Polizeilicher Kriminalstatistik<sup>113</sup> 2014 auf ca. 9% der insgesamt 2.149.416 Tatverdächtigen von Straftaten (s. S. 32, Abb. 3). Im weiteren Sinne umfasst die Jugendkriminalität auch die Kriminalität von Kindern bis zum Alter von 14 Jahren. Laut Polizeilicher Kriminalstatistik (PKS) betrug der Anteil der tatverdächtigen Kinder (0-14 Jahre) an der Zahl der gesamten Tatverdächtigen ca. 3% (absolute Zahl 68.295) und war im Vergleich zum Vorjahr somit leicht rückläufig.

---

<sup>112</sup> Vgl. Schneider, 1987, S. 604

<sup>113</sup> Anm.: Die Fehlerquellen der PKS sind vielfältig, dennoch soll durch die hier aufgeführten Daten ein kurzer Überblick über den Phänomenbereich gegeben werden.

#### Tatverdächtige (insgesamt) nach Altersgruppen:

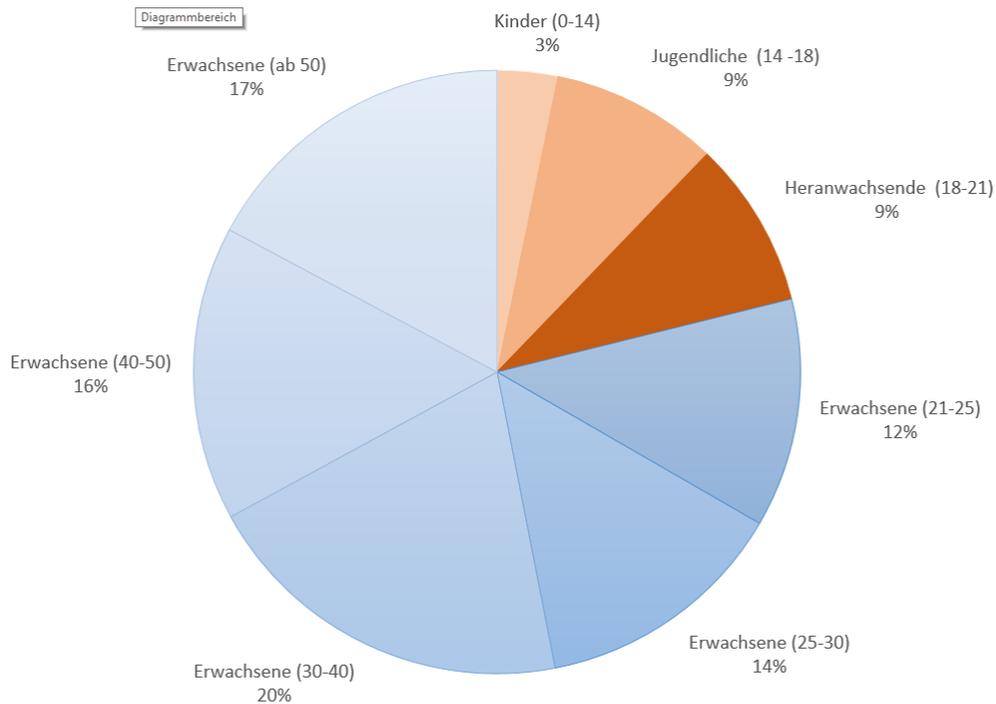


Abb. 3: Tatverdächtige (insgesamt) nach Altersgruppen, modifiziert nach PKS 2014

Kinder begingen dabei vermehrt Ladendiebstähle (30,3%), Körperverletzungen (22,3%), Sachbeschädigungen (16,2%) und Straßenkriminalität (16,1%).<sup>114</sup> Auch Jugendliche begingen vorwiegend diese Delikte. Für die Gruppe der Heranwachsenden (18-21 Jahre) wurde festgestellt, dass diese, wie die Jugendlichen auch, ca. 9% (absolut 192.289) aller registrierten Tatverdächtigen ausmachten.<sup>115</sup> Heranwachsende begingen zumeist Körperverletzungen, Betrugsstraftaten und Diebstähle.<sup>116</sup>

An der Verteilung der Straftaten – bezogen auf die Schwere der Delikte – fällt bei Kindern, Jugendlichen und Heranwachsenden auf, dass die Delikte eher weniger schwer wiegen und es sich meistens um Bagatellen handelt.<sup>117</sup> Schwerere Delikte, wie zum Beispiel Raubstraftaten oder Sexualdelikte, sind für den Bereich der Jugendkriminalität weniger bezeichnend.

<sup>114</sup> Anm.: Zu der Straßenkriminalität gehören Delikte wie Trickdiebstahl, Fahrraddiebstahl, gefährliche und schwere Körperverletzungen im öffentlichen Raum, sonstige Raubüberfälle und Sachbeschädigungen an Fahrzeugen.

<sup>115</sup> Anm.: Siehe hierzu Abb. 3.

<sup>116</sup> Vgl. Bundesministerium des Innern, 2014, S. 12 ff.

<sup>117</sup> Vgl. Bundesministerium des Innern, 2001, S. 473

Männliche Kinder, Jugendliche und Heranwachsende wurden häufiger als Tatverdächtige ermittelt als das jeweilige weibliche Pendant. Dies gilt auch für den Bereich der festgestellten Mehrfachauffälligen. In der Altersspanne der 14 bis 18-jährigen war der Anteil von männlichen Mehrfachauffälligen (absolute Zahl 35.566) knapp drei Mal höher als der Anteil weiblicher mehrfachauffälliger Tatverdächtiger (absolute Zahl 12.802).<sup>118</sup>

Die Hellfelddaten der Polizeilichen Kriminalstatistik werden durch durchgeführte Studien zur selbstberichteten Delinquenz ergänzt.<sup>119</sup> Bei der ISRD2 Studie gaben 31% aller befragten Schüler an, in den letzten zwölf Monaten ein Delikt begangen zu haben. Dabei waren die leichten Delikte Vandalismus, Teilnahme an einer Gruppenschlägerei, Ladendiebstahl und das Tragen von Waffen am häufigsten vertreten. Schwere Delikte, wie etwa Raub oder Erpressung, wurden von weniger als 5% der Jugendlichen berichtet.<sup>120</sup> Es zeigte sich, dass die Gruppe der Jugendlichen, die ausschließlich schwere Taten begingen, sowohl im Vergleich zu den Jugendlichen, die lediglich leichte Delikte begingen als auch zu denen, die leichte und schwere Delikte, kleiner war. In letztgenannter Gruppen befand sich die Höchstanzahl von Mehrfachtätern, die mit mehr als fünf Delikten polizeilich auffällig wurden, während die Gruppe der Mehrfachtäter, die ausschließlich schwere Delikte beging, am kleinsten war. Insgesamt waren männliche Personen in dieser Studie doppelt so häufig delinquent wie weibliche. Lediglich in der Kategorie Ladendiebstahl lagen ähnlich hohe Zahlen für beide Geschlechter vor.<sup>121</sup> Hinsichtlich der Schulformen wurde festgestellt, dass die Gruppe der Gymnasiasten signifikant weniger selbstberichtete Delinquenz angab als Schüler anderer Schulformen.<sup>122</sup>

---

<sup>118</sup> Anm.: Siehe hierzu auch: „„Mehrfachtatverdächtiger im hier verwendeten Sinne bringt lediglich zum Ausdruck, dass ein Tatverdächtiger mindestens zweimal während eines Berichtjahres polizeilich erfasst wurde. Er ist daher nicht mit den zum Teil auf Landesebene unterschiedlich verwendeten Begriffen der Mehrfach- oder Intensivtäter gleich zu setzen.“ und „Die meisten Mehrfachtäter sind mit zwei bis fünf Straftaten auffällig.“ Bundesministerium des Innern, 2014, S. 49

<sup>119</sup> Anm.: Hier handelt es sich um die Ergebnisse der zweiten International Self-Reported Delinquency (ISRD2) Studie in Deutschland, in der Schüler der siebten und neunten Klasse aus Städten mit einer großen, mittleren und kleinen Einwohnerzahl befragt zur Delinquenz im März und November 2006 befragt wurden.

<sup>120</sup> Vgl. Enzmann, 2008, S. 34

<sup>121</sup> Vgl. Enzmann, 2008, S. 39

<sup>122</sup> Vgl. Ebd., S. 42

Die selbstberichtete Delinquenz von Hauptschülern und Schülern des mittleren Schulniveaus unterschieden sich hingegen kaum.<sup>123</sup>

Aus der Perspektive der Resilienzforschung ergeben sich anhand der Hell- und Dunkelfeldstatistiken erste Anreize. Wie aufgezeigt, stellt die Jugendkriminalität einen eher geringen Teil der Gesamtkriminalität dar. Dennoch ist der Anteil nicht unbedeutend, so dass eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema Kriminalität als Ergebnis eines negativen Entwicklungsverlaufs als notwendig erachtet werden kann. Nach den offiziellen Daten der Polizeilichen Kriminalstatistik scheinen die Zahlen der tatverdächtigen Kinder zu sinken und während die Zahlen bei den Jugendlichen stagnierten, stiegen sie bei den heranwachsenden Tatverdächtigen leicht an. Die nur leichten Unterschiede im Vergleich zu den letzten Jahren können Grund zur Beruhigung sein, auch da im gesellschaftlichen Diskurs momentan nur vereinzelt Berichte über eine zu hohe Jugendkriminalität laut werden. Auch die Forderungen nach härteren Sanktionen gegen straffällige Jugendliche und Heranwachsende oder der Wunsch nach schärferen polizeilichen Eingriffsrechten zur Kontrolle problematischer Jugendgruppen erhalten weitaus weniger mediale Aufmerksamkeit.<sup>124</sup> Anhand der Daten zeigt sich, dass eine kleine Gruppe von Tätern für eine Masse an Delikten verantwortlich ist. Diese Gruppe könnte im Sinne der Resilienzforschung aus Individuen bestehen, die sogenannten Hochrisikolagen ausgesetzt sind. Die Erkenntnisse der Resilienzforschung können erste Anhaltspunkte liefern, wie dieser Hochrisikogruppe präventiv begegnet werden kann.

Zur weiteren Erfassung des Phänomenbereichs sind Jugendliche in ihrer Entwicklung keinesfalls isoliert als Täter zu betrachten, denn auch die Rolle als Opfer von Kriminalität nimmt einen entscheidenden Platz in der Erklärung von Jugenddelinquenz ein.

---

<sup>123</sup> Anm.: In der Studie wurden die Gesamtschulen und Realschulen zur Kategorie des mittleren Schulniveaus gezählt.

<sup>124</sup> Anm.: Die Ereignisse von Köln aus der Silvesternacht von 2015 auf 2016 mögen eine aktuelle Ausnahme darstellen. Jedoch scheinen diesbezüglich die aktuellen gesellschaftlichen Diskussionen auf die Verschärfung ausländerrechtlicher Abschiebepaxen abzielen als auf die Verschärfung von Jugendstrafen.

### 3.2.1 Viktimologische Betrachtung

Aus der Polizeilichen Kriminalstatistik ergeben sich auch Statistiken zur Opferwerdung. Bei den Opfern stellen Kinder, Jugendliche und Heranwachsende mit einem gemeinsamen Anteil von 23,9% eine nicht unbedeutende Gruppe der insgesamt 947.568 registrierten Opfer von Straftaten dar. Die Kinder stellen mit einem Anteil von 6,8% im Vergleich zu den Jugendlichen (8,2%) und Heranwachsenden (8,8%) die kleinste Gruppe von Opfern dar. Im periodischen Sicherheitsbericht heißt es: „Bei Körperverletzung, Raub, Straftaten gegen die persönliche Freiheit und Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung werden überproportional Jugendliche und Heranwachsende Opfer.“<sup>125</sup> Neben den statistischen Erhebungen der Hellfelddaten der Polizeilichen Kriminalstatistik über Jugenddelinquenz sind auch die Dunkelfeldstatistiken zur Darstellung des Phänomenbereichs von Bedeutung.

In einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFNI) zur Opfer- und Täterwerdung<sup>126</sup> von Schülern wurde bekannt, dass 11,1% der Schüler in den letzten zwölf Monaten Opfer einer Körperverletzung wurden.<sup>127</sup> 4,8% der Schüler gaben eine Opferwerdung für Raubdelikte, 2,6% für Erpressungen, 6,8 % für sexuelle Belästigungen und 3,2% für schwere Körperverletzungen an. 3,9% der befragten Schüler berichteten, in den letzten zwölf Monaten bereits mehr als fünf Mal Opfer eines Gewaltdelikts geworden zu sein. 19,1% der Schüler gaben an, Opfer von Mobbing geworden zu sein, wobei 11,4% der Mobbingopfer angaben, dies öfter als fünf Mal erlebt zu haben.<sup>128</sup>

In der Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen wurde auch nach dem Anzeigeverhalten gefragt. Für Raub- und schwere Körperverletzungsdelikte ergaben sich die höchsten Anzeigequoten von 40,2% und 36,8%. Bei anderen Gewaltformen, wie bei leichter Körperverletzung, wurde

---

<sup>125</sup> Enzmann, 2008, S. 26

<sup>126</sup> Anm.: In der Studie wurden in zwei Erhebungszeiträumen von April bis Juli 2007, sowie von April 2008 bis Oktober 2008, Fragebögen an 2.138 neunte und zehnte Klassen unterschiedlicher Schulen versandt. 44.610 Schüler nahmen an den Befragungen teil, was einer Rücklaufquote von 88,0% entspricht.

<sup>127</sup> Vgl. Baier, 2009, S. 39

<sup>128</sup> Vgl. Ebd.

eine Anzeigebereitschaft von 18,9% ermittelt. Im Mittel ergab sich für alle Gewalttaten ein Wert von 24,0%.<sup>129</sup> Hieraus kann nicht geschlossen werden, dass außer der Polizei keiner von der Opferwerdung erfahren hat; denn 82,1% aller Befragten gaben an, dass sie nach der Tat mit einem Ansprechpartner über die Opfererfahrung sprachen.<sup>130</sup> Hierbei handelte es sich zu einem großen Anteil um Personen innerhalb der eigenen Familie oder um Freunde. Insgesamt kann davon ausgegangen werden, dass die Polizei nur von einem geringen Anteil aller Straftaten in Kenntnis gesetzt wird.<sup>131</sup> Dies ist aber nicht zwangsläufig im negativen Sinne zu interpretieren, sondern kann auch bedeuten, dass es Jugendlichen gelingt, die Opfererfahrung selbst zu bewältigen oder einen informellen Ausgleich zu suchen.<sup>132</sup>

Diese psychische Bewältigung von Straftaten als Krise kann möglicherweise ein Aspekt sein, der aus der Perspektive der Resilienzforschung untersucht werden könnte. Die Erhebungen belegen, dass der überwiegende Anteil an Straftaten nicht angezeigt wird und dass es den Phänomenbereich der Jugendkriminalität betreffend erhebliche Wissenslücken gibt. Die erhobenen Daten zeigen, dass Schüler relativ häufig Opfer von Körperverletzungen und Mobbing werden, was aus der Sichtweise der Resilienzforschung besonders aufmerksam aufgenommen werden sollte. Schließlich werden Risikofaktoren, wie ein aversives (Wohn-) Umfeld oder Kriminalität von nahestehenden Personen und Mobbing durch Geschwister oder Gleichaltrige als schwere Belastungen wahrgenommen. Im Rahmen solcher Befragungen werden die Jugendlichen auch nach der von den Eltern ausgehenden Gewalt befragt, die in der primären Sozialisation besonderes Schadenspotenzial entfalten kann.

---

<sup>129</sup> Vgl. Baier, 2009, S. 42

<sup>130</sup> Vgl. Ebd., S. 48

<sup>131</sup> Anm.: Nach der ISDR-Studie sind es inklusive der Zählung von Mobbingdelikten ca. 7,2%. Vgl. Enzmann, 2008, S. 44

<sup>132</sup> Anm.: Denn häufig sind sich Opfer und Täter bekannt. Dies wirkt sich begünstigend für informelle Lösungen aus.

### 3.2.2 Kinder und Jugendliche als Opfer elterlicher Gewalt<sup>133</sup>

Eine Vielzahl von Studien belegt, dass Kinder und Jugendliche, die Gewalt erfahren, später selbst mit höherer Wahrscheinlichkeit zu gewalttätigen Verhaltensweisen neigen.<sup>134</sup> „Die niedrigsten Gewalttäterraten sind bei den Jugendlichen zu finden, die während der Kindheit, also vor dem zwölften Lebensjahr, keinerlei körperliche Gewalt von ihren Eltern erfahren mussten.“<sup>135</sup> Problematisch an der Erfahrung von Gewalt in jungen Jahren ist, dass sie besonders schädlich für die folgende Entwicklung ist, von den Geschädigten kaum berichtet wird und dies weder bei der Polizei, noch bei Verwandten, noch bei Viktimisierungsbefragungen (doppeltes Dunkelfeld) angegeben wird.<sup>136</sup>

In der Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen berichten 42,1% der Befragten, dass es bezogen auf die Kindheit keine Übergriffe der Eltern gegeben habe. Für die erlebte Gewalt seitens der Eltern in den letzten zwölf Monaten gaben 72,4% an, keine Gewalt erlebt zu haben. Ein großer Anteil der von Gewalt betroffenen Befragten ist „eher selten und eher von leichter Gewalt betroffen. Dies trifft sowohl auf die Phase der Kindheit als auch auf die des Jugendalters zu.“<sup>137</sup>

In der Studie wurde auch nach schwerer Gewalt in der Kindheit und nach Misshandlung<sup>138</sup> gefragt. 12,3 % gaben an, in der Kindheit selten schwere Formen von Gewalt erlebt zu haben. Im Gegensatz dazu erlebten 3,0% verschiedene Formen von schwerer Gewalt mehrmals in der Woche, pro Monat oder mindestens einmal wöchentlich. Über eine Misshandlungserfahrung in der Jugend berichteten 7% aller Befragten, 2 % gaben an, auch häufiger misshandelt worden zu sein. Die stattfindenden Übergriffe gingen zu etwa gleichen Teilen von Müttern und von Vätern aus. In der Jugend gingen die Erfahrungen von leichter und schwerer Gewalt sowie Misshandlungen allgemein zurück.

---

<sup>133</sup> Anm.: Dieser spezielle Bereich wird anderen möglichen Themenschwerpunkten, wie Drogenkonsum oder Gewalt an Schulen, in dieser Arbeit vorgezogen.

<sup>134</sup> Anm.: Auch Mütter die in der Kindheit physischen Missbrauch erfahren hatten, berichteten häufiger von Vernachlässigung der eigenen Kinder. „Furthermore, the likelihood of neglect increased considerably when mothers reported physical abuse in childhood. Thus, our study highlights two early risk factors for neglect (i.e., young maternal age and childhood abuse) worthy of attention by experts in child neglect prevention.“ Lansford et al., 2012, S. 2168

<sup>135</sup> Baier et al., 2009, S. 80

<sup>136</sup> Vgl. Schneider, 2009, S. 671

<sup>137</sup> Baier et al., 2009, S. 52

<sup>138</sup> Anm.: Eine Misshandlung lag vor, „wenn Befragte angaben, mit der Faust geschlagen bzw. getreten oder geprügelt bzw. zusammengeschlagen worden zu sein.“ Ebd., S. 51

In der Studie wurde nun der Zusammenhang der erlebten familiären Gewalt und der eigenen ausgeübten selbstberichteten Gewalt ausgewertet. Es wurde festgestellt, dass die höchsten Gewalttäterquoten bei den Befragten zu finden waren, die in ihrer Kindheit und Jugend häufig leichte oder schwere Gewalt erfahren hatten. Darüber hinaus nehmen diese Jugendliche „häufiger Drogen oder trinken regelmäßig Alkohol, sind öfter intensive Schulschwänzer und schließen sich häufiger delinquenten Freundesgruppen an.“<sup>139</sup>

Die Faktoren des Erlebens elterlicher Gewalt oder Vernachlässigung sind im Resilienzkonzept ausgemachte Risiken, die schwere Entwicklungsschäden nach sich ziehen können. Die Schäden sind nicht nur auf spätere Gewalt oder häufigeren Drogenkonsum beschränkt, sondern können zahlreiche psychische Störungen oder Verhaltensauffälligkeiten zur Folge haben. Gerade eine positive Bindung an die Eltern ist als Schutzfaktor für die weitere gewaltfreie Entwicklung ungemein wichtig.

Im Vergleich mehrerer Studien wird resümiert, dass die Jugenddelinquenz in Deutschland eine positive Entwicklung nimmt, das heißt rückläufig ist. Diesbezüglich wird gemutmaßt, dass der Rückgang mit einer Veränderung der Erziehungsgewohnheiten zusammenhängt, denn insbesondere die Formen der leichten und mittelschweren Übergriffe sind rückläufig.<sup>140</sup> Dies könnte auch damit korrelieren, dass die Missbilligung von Gewalt gestiegen ist und somit eine höhere informelle Sozialkontrolle angenommen werden kann.<sup>141</sup> Im Angesicht dieser erfreulichen Entwicklungen kann jedoch nicht von einer Einstellung der Bemühungen rund um das Feld der Jugenddelinquenz gesprochen werden. Immer noch gibt es Gewalt von Eltern gegenüber ihren Kindern, Mobbing von Schülern und eine nicht unbedeutende Anzahl an verübten Straftaten. Anstrengungen in Form von Prävention und Aufklärung sind folgerichtig und dürfen neben der Bestrafung von Jugendlichen nicht aus den Augen verloren werden. Bezüglich der Bestrafung von Jugendlichen sind die Ergebnisse der Sanktionsforschung von Interesse, also die Ergebnisse des formellen Umgangs mit delinquenten Jugendlichen und Heranwachsenden. Gerade die

---

<sup>139</sup> Baier, 2009, S. 85

<sup>140</sup> Vgl. Ebd., S. 99

<sup>141</sup> Vgl. Ebd., S. 102

Frage nach der Wirksamkeit von Strafen im Bereich der jugendlichen- und heranwachsenden Delinquenten wird diskutiert.

### 3.2.3 Wirksamkeit von Strafen

Ein wichtiger Indikator zur Feststellung der Wirksamkeit der Strafe ist die Rückfallstatistik, denn schließlich ist eines der wichtigsten Ziele von Strafen im Sinne tertiärer Prävention, die weitere Begehung von Straftaten zu verhindern.<sup>142</sup> Aufgrund des Erziehungsgedankens des Jugendgerichtsgesetzes sind in Deutschland neben absoluten Haftstrafen, die als letztes Mittel angesehen werden, mildere Sanktionen, wie der Jugendarrest, jugendrichterliche Maßnahmen wie Erziehungsmaßregeln, Zuchtmittel und Einstellungen gemäß §§ 45, 47 JGG, vorgesehen.<sup>143</sup> Nach Informationen der Rückfallstatistik des Bundesministeriums der Justiz beläuft sich die Rückfallquote bei Tätern, die nach einer richterlichen Entscheidung nach dem Jugendstrafrecht erneut sanktioniert wurden, auf 42,6%.<sup>144</sup> Werden die nach §§ 45, 47 JGG eingestellten Verfahren aus der Berechnung herausgelassen, ergibt sich eine deutlich höhere Rate von 52,6% von Jugendlichen oder Heranwachsenden, die sich erneut vor Gericht verantworten müssen. Im Bereich der absoluten Freiheitsstrafe und des Jugendarrestes sind die Rückfallquoten mit jeweils über 65% am höchsten. Auch eine Jugendstrafe mit Bewährung oder ein Schuldspruch ohne freiheitsentziehende Maßnahme und Bewährungsstrafe haben in mehr als 60% aller Fälle kein Legalverhalten zur Folge.

Zu stationären Sanktionen verurteilte Jugendliche schneiden - die Legalbewährung betreffend- im Vergleich zu älteren Personen schlechter ab.<sup>145</sup>

Die Rückfallrate für 14 bis 15-jährige liegt mit 46% höher als die Rückfallrate der 25 bis 29-jährigen (36%). Die Effektivität der Strafe nach rein statistischen Gesichtspunkten zu beurteilen ist kaum möglich, da unüberwindbare methodische Schwierigkeiten in Form eines sich verändernden Anzeigeverhaltens,

---

<sup>142</sup> Vgl. Heinz, 2012

<sup>143</sup> Anm.: Die Vorschriften des Jugendgerichtsgesetzes gelten auch für die 18-21 jährigen Heranwachsenden, wenn diese entweder eine jugendtypische Verfehlung begangen haben oder diese einem Jugendlichen gleichstehen, Kinder bis 14 Jahren sind straffrei.

<sup>144</sup> Vgl. Jehle, 2013, S. 55

<sup>145</sup> Vgl. Neubacher, 2014, S. 142

dem sozialen Wandel oder den Erledigungsstilen strafrechtlicher Sanktionspraxis bestehen.<sup>146</sup> Ferner lassen die statistischen Erhebungen zu den Rückfällen gerade keine Rückschlüsse auf die eigentliche Wirkung der jeweiligen Bezugsentscheidungen zu, doch scheinen die hohen Rückfallquoten Jugendlicher und Heranwachsender weiterhin erklärungsbedürftig.

In Bezug auf internationale Vergleiche von Rückfallstatistiken ergeben Metaanalysen, „dass sich durch strafende Interventionen kaum das Rückfallrisiko reduzieren lässt. Im Gegenteil: Punitive Interventionen haben teilweise einen risikoerhöhenden Effekt.“<sup>147</sup> Durch gezielte therapeutische Interventionen lassen sich die Rückfallraten jedoch um bis zu 28% verringern.<sup>148</sup> „Während früher psychoanalytisch orientierte Programme präferiert wurden, hält man heute kognitiv-verhaltenstherapeutische Methoden und soziales Training für aussichtsreicher, bei denen es um kognitive Veränderungen kriminalitätsfördernder Einstellungen im Verbund mit dem Erlernen und Trainieren konformitätsstützender Verhaltensweisen geht.“<sup>149</sup> Diese sollten jedoch sehr differenziert ansetzen. Die Art des Delikts, die Behandlungsbedingungen und die individuellen Fehlentwicklungen der betroffenen Person müssen dabei die Grundlage für die jeweilige spezialpräventive Intervention sein.<sup>150</sup>

Darüber hinaus ist erfolgreiche Behandlung in Unfreiheit ein schwieriges Unterfangen, „weil es in einer Umgebung stattfindet, deren Einflüsse kaum zu kontrollieren sind und die sich überdies vom Leben in Freiheit grundlegend unterscheiden.“<sup>151</sup>

Die Erkenntnisse der Sanktionsforschung können auch aus dem Blickwinkel des Resilienzkonzepts betrachtet werden. Gerade der Aspekt, dass Strafen einen risikoerhöhenden Effekt haben, wird durch die von der Resilienzforschung herausgestellten Risikofaktoren gestützt. Die Verbüßung einer Haftstrafe in einem Gefängnis mit kriminellen Mitgefangenen kann mit dem Risikofaktor eines aversiven Wohnumfeldes verglichen werden. Auch andere Risikofaktoren werden durch Haftstrafen eher gefördert, wie zum Beispiel der

---

<sup>146</sup> Vgl. Bock, 2013, S. 310

<sup>147</sup> Endrass / Rossegger, 2012, S. 55

<sup>148</sup> Vgl. Ebd., S. 56

<sup>149</sup> Neubacher, 2014, S. 141

<sup>150</sup> Vgl. Meyer, 2007, S. 991

<sup>151</sup> Neubacher, 2014, S. 140

Aufbau von Beziehungen zu höchst delinquenten Gruppen oder Personen. Die Erkenntnisse bieten zugleich Chancen für Verbesserung. Aus Sicht der Resilienzforschung kommt den positiv anmutenden Interventionen wie Therapien oder kognitiv-verhaltenstherapeutischen Programmen daher eine hervorgehobene Rolle zu.

Zusammenfassend lassen die Darstellungen verschiedener Bereiche, wie die Hell- und Dunkelfeldstatistiken, die Opferforschung und die Sanktionsforschung im Bereich der Jugendkriminalität, Aspekte erkennen, an denen auch die Resilienzforschung ansetzen könnte.<sup>152</sup> Dies gilt auch für die Ebene von kriminologischen Theorien, Studien und der Kriminalprävention. Denn hier lassen sich die durch das Resilienzkonzept herausgestellten Schutz- und Risikofaktoren diskutieren.<sup>153</sup>

Die klassischen Theorien sind zwar nach wie vor bedeutend, jedoch zu eindimensional, um Bezüge zu dem Resilienzkonzept herzustellen. Denn in den klassischen Theorien können lediglich vereinzelt Aspekte aufgefunden werden, die auch heute bei der Erklärung von Kriminalität Beachtung finden. Zudem wird die Entwicklung von Individuen und der Verlauf der Kriminalität im Lebenslauf durch die klassischen Theorien nicht oder nur unzureichend erfasst. Stelly und Thomas bemerken zu den klassischen Theorien: „Die unterschiedlichen Kriminalitätsentwicklungen im Lebenslauf werden in den klassischen kriminologischen Theorien kaum thematisiert. Die klassischen Theorieansätze bleiben weitgehend einer statischen und dichotomen Struktur verhaftet und bieten in erster Linie Erklärungen für den Beginn delinquenten Verhaltens in der Jugendphase. Es ist allenfalls möglich, von diesen Theorien Faktoren abzuleiten, die Kontinuität und Diskontinuität von Delinquenz im

---

<sup>152</sup> Anm.: Eine vollständige Darstellung der Ursachen der Jugendkriminalität und deren gängigen Theorien ist nicht das erklärte Ziel. Der Schwerpunkt liegt aus diesem Grund auf Theorien, die die Darstellung von Überschneidungen mit dem Resilienzkonzept zulassen.

<sup>153</sup> Anm.: Der konkrete, positiv verlaufende Bewältigungsprozess von Krisen im Sinne des Resilienzphänomens konnte in der Literatur in keinem kriminologischen Zusammenhang aufgefunden werden. Aus diesem Grund sind Diskussionen rein spekulativ und stehen daher nicht im Vordergrund dieser Thesis. Der deutliche Fokus liegt auf der Sichtung von Risiko- und Schutzfaktoren.

Lebenslauf beziehungsweise den Abbruch krimineller Karrieren im Besonderen beeinflussen.“<sup>154</sup>

Ein Bereich der die Faktoren die zur Kontinuität und Diskontinuität von Delinquenz im Lebensverlauf führen, genauer untersucht, ist die Entwicklungskriminologie. Da unter den von Thomas und Stelly genannten Faktoren auch Faktoren zu finden sein dürften, die in der Resilienzforschung diskutiert werden, scheint dieser Bereich der Kriminologie prädestiniert für eine Herstellung von Bezügen zu dem Resilienzkonzept.

### **3.3 Entwicklungskriminologie**

Die Entwicklungskriminologie beschreibt entwicklungs-dynamische Prozesse in Lebensläufen von Straftätern. Da dieses Gebiet Antworten auf die Frage zu den Ursachen von früher, mittlerer und späterer Kriminalität bietet und dabei unter anderem die Episodenhaftigkeit von Delinquenz<sup>155</sup> erklären möchte liegt eine natürliche Verbindung zum Bereich der Jugendkriminalität vor.

„Die Stärke der lebenslauftheoretischen Betrachtung liegt in ihrer umfassenden und differenzierten Präsentation des Gesamtphänomens Jugendkriminalität.“<sup>156</sup> Denn in der überwiegenden Zahl untersuchen diese Studien Kinder, Jugendliche oder Heranwachsende. Häufig werden die Studien bis in höhere Lebensalter fortgesetzt, bieten Einsichten zum Abbruch krimineller Karrieren und erklären darüber hinaus deren Fortgang. Neben den Entstehungsbedingungen unterschiedlicher Verläufe werden die Auswirkungen sozialer Kontrollinterventionen, wie zum Beispiel Gefängnisstrafen, untersucht. Zumeist werden Daten in umfangreichen Längsschnittstudien erhoben, wie bei der multifaktoriellen Crime and Causation Studie des Ehepaars Glueck.

Exakte Prognosen, die Aussagen über zukünftige Verläufe von Kriminalität angesichts der Komplexität menschlichen Verhaltens sowie seiner sozialen Umwelt treffen können, sind nicht von der Entwicklungsforschung zu erwarten.

---

<sup>154</sup> Stelly / Thomas, 2005, S. 256

<sup>155</sup> Vgl. Bundesministerium des Innern, 2001, S. 473

<sup>156</sup> Matt / Siewert, 2008, S. 274

Dennoch nimmt die Betrachtung von Risikofaktoren und Persönlichkeitsfaktoren eine bedeutende Rolle ein.<sup>157</sup>

Aktuellere Untersuchungen beschränken sich nicht auf die Erhebung reiner Delinquenzdaten, sondern beziehen weitere Sozialdaten (etwa: Anzahl der Kinder, Einkommen, Lebenszufriedenheit) mit ein. Dadurch soll die konkrete Relevanz der einzelnen Faktoren im Lebenslängsschnitt aufgezeigt werden.<sup>158</sup> Die hier dargelegten Studien stellen keine eigenen Erklärungsansätze zur Kriminalität bzw. Jugenddelinquenz dar. Sie sind deshalb keine ursachenerklärenden Theorien im klassischen Sinne. Der mitunter hohen Bedeutung der zu Tage geförderten Erkenntnisse bereitet dies jedoch keinen Abbruch.

#### 3.3.1 Theorie der altersabhängigen informellen Sozialkontrolle

Die Prozesshaftigkeit von kriminellen Karrieren wurde durch die US-amerikanischen Kriminologen Sampson und Laub untersucht. Diese stellten nach einer Re-Analyse der „Unraveling Juvenile Delinquency Study“ des Ehepaar Gluecks<sup>159</sup> fest, dass es drei Typen von Delinquenzverläufen gibt. Der erste Typ bestand aus Personen, die ihre kriminelle Karriere auch im Erwachsenenalter fortsetzten.<sup>160</sup> Der zweite Typus waren Personen, die die kriminelle Karriere im Erwachsenenalter abbrachen.<sup>161</sup> Der dritte Typ von Probanden waren jene, die einen diskontinuierlichen Delinquenzverlauf aufwiesen.<sup>162</sup>

Sampson und Laub betonten, dass die Kriminologie dem ‚Abstandnehmen‘ von Delinquenz bisher zu wenig Beachtung geschenkt habe.<sup>163</sup> Für den Abbruch der kriminellen Karriere ermittelten sie verschiedene Faktoren, wie eine Heirat, den Eintritt in einen Beruf oder in den Militärdienst. Sofern diese Formen der Bindungen zwischen dem 17. und 32. Lebensjahr erworben wurden, hingen diese mit deutlich niedrigeren Registrierungsdaten von Delinquenz in späteren Lebensjahren zusammen, wobei es auf die Qualität dieser späten

---

<sup>157</sup> Boers, 2009, S. 591

<sup>158</sup> Bock, 2013, S. 93

<sup>159</sup>Anm: Glueck und Glueck untersuchten zwischen 1939 und 1969 1000 Probanden aus der Bostoner Unterschicht im Alter von 10 und 17 Jahren. Sampson und Laub ergänzten diese Studie mit Daten zur registrierten Delinquenz.

<sup>160</sup> Vgl. Sampson / Laub, 2003, S. 150 ff.

<sup>161</sup> Vgl. Ebd., S. 114 ff.

<sup>162</sup> Vgl. Ebd., S. 196 ff.

<sup>163</sup> Vgl. Sampson / Laub, 1993, S. 6

Form von Bindung ankam. Die Untersuchung zeigte, dass eine schwache Bindung zur Familie, Schule oder zu Bezugsgruppen ein Indikator für eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für Delinquenz im Lebensverlauf sein können. Vor allem mangelnde Fürsorge und Aufsicht durch die Eltern sowie ein gewalttätiger Erziehungsstil korrelierten stark mit früh entstandener Kriminalität. Die schwachen Bindungen korrelierten nicht nur mit späteren kriminellen Verhalten, sondern hingen auch mit anderen späteren sozialen Auffälligkeiten, wie finanziellen Schwierigkeiten oder übermäßigem Alkoholkonsum, zusammen.<sup>164</sup>

Ferner wurde nachgewiesen, dass strukturelle Hintergrundfaktoren (etwa Familiengröße, Wohngegend oder sozio-ökonomischer Status) und frühkindliche Verhaltensauffälligkeiten (etwa Aggressivität, Hyperaktivität) eine eher geringere Erklärungskraft für späteres delinquentes Handeln hatten.<sup>165</sup> Die bei den Probanden registrierten Haftzeiten hatten nur einen indirekten Einfluss auf das Ausmaß der späteren Kriminalität. Eine Inhaftierung korrelierte diesbezüglich vor allem mit einer geringeren Chance eine stabile Berufskarriere aufzubauen.<sup>166</sup>

Die Studie widerspricht der These eines kriminellen Verfestigungsprozesses. Das bedeutet, dass bestimmte Lebensereignisse oder Wendepunkte neue starke soziale Bindungen hervorbringen können, die weitere Delinquenz trotz mangelhafter anderer Bedingungen unwahrscheinlich macht.

Wieso diese Wendepunkte von einigen Personen wahrgenommen werden und anderen Personen dies nicht gelingt, wird durch die Autoren nicht exakt beantwortet. Insofern besteht an dieser Stelle weiterer Klärungsbedarf.

Die Resilienzforschung könnte bei der Beantwortung dieser Fragen Akzente setzen und - über die von Sampson und Laub erhobenen Daten hinaus - erforschen, welche Schutzfaktorenkonstellationen bei den Personen vorlagen, die es trotz mangelhafter Bedingungen schafften, starke soziale Bindungen hervorzubringen.

---

<sup>164</sup> Anm: Siehe hierzu auch folgendes Zitat: „Men who desisted crime led rather orderly lives, whereas the life of the persistent offender was marked by frequent churning, almost as in adolescence. Surely part of this chaos reflects an inability to forge close attachments or make any connection to anybody or anything. One can view the men as possessing a distorted sense of autonomy without commitment or concern for others.“ Sampson/ Laub, 2003, S. 193

<sup>165</sup> Vgl. Bock, 2013, S. 94

<sup>166</sup> Vgl. Sampson / Laub, 1993, S. 162 ff.

### 3.3.2 Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung

Aus einer entwicklungs-dynamischen Perspektive untersuchten Wolfgang Stelly und Jürgen Thomas in der Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung (TJVU) die Lebensgeschichten von 200 Häftlingsprobanden und 200 Probanden eines repräsentativen Vergleichssamples.<sup>167</sup>

Den Daten dieser Studie zufolge wurden etwa ein Drittel aller Männer einer Geburtskohorte mindestens einmalig im Lebensverlauf durch kriminelles Verhalten auffällig.<sup>168</sup> Bei ca. 3% bis 6% einer männlichen Geburtskohorte handelt es sich um sogenannte Intensivtäter oder chronische Straftäter.

Von dieser Gruppe wurden je nach untersuchter Kohorte zwischen 18% und 35% im heranwachsenden und jungen Erwachsenenalter nicht mehr erneut straffällig.

Die kriminelle Karriere wurde dabei aus unterschiedlichen Gründen abgebrochen. Meist korrelierte dieser Abbruch mit dem Übergang in das Erwachsenenalter, dabei werden verschiedenen Einflussfaktoren in unterschiedlichen Altersabschnitten differierende Wirkungen zugeschrieben.

Generell bestätigten Stelly und Thomas die Ergebnisse von Sampson und Laub und betonten ähnliche Schwerpunkte, wie den Faktor der Bindung. „Wenn ein Jugendlicher nur schwache emotionale Bindung zu seinen Eltern aufweist, einem inkonsistenten und gewalttätigen Erziehungsstil ausgesetzt ist oder ungenügend beaufsichtigt wird, steigt die Wahrscheinlichkeit sozial abweichenden Verhaltens.“<sup>169</sup>

Es zeigte sich, dass Probanden ihr delinquentes Verhalten beendeten, wenn sie im mittleren Erwachsenenalter über ein höheres ‚soziales Kapital‘ verfügten. Diese Probanden waren häufiger in Arbeit und Familie eingebunden und weisen stärkere Bindungen auf.

Als einen Risikofaktor bestätigten Stelly und Thomas die enge Assoziation mit delinquenten Gleichaltrigen, „der die sozialen Bindungen an die konventionelle

---

<sup>167</sup> Anm.: Das Setting der Studie besteht aus zwei nach dem Zufallsprinzip bestimmter Stichproben-gruppen, wobei eine Häftlingsgruppe von 200-300 Strafgefangenen der Landesstrafanstalt in Rottenburg am Neckar im Alter zwischen 20-30 Jahren und die Vergleichsgruppe aus 200 nicht inhaftierten Männern aus dem gleichen Einzugsgebiet besteht. Beginn der Studie war im Jahr 1965. Im Jahre 2011 fand eine Nachuntersuchung statt. Die Teilnehmer aus verschiedenen Geburtskohorten wurden interviewt; schließlich wurden deren Delinquenzdaten erhoben und ausgewertet.

<sup>168</sup> Vgl. Stelly / Thomas, 2005, S. 255 ff.

<sup>169</sup> Ebd., S. 257

Gesellschaft und ihre Normen schwächt.“<sup>170</sup> Dieser Fall komme aber eher selten in Betracht, da die untersuchten Jugendlichen selten regelmäßig mit differentiellen hochdelinquenten Personen Kontakt hatten.

Neben der Episodenhaftigkeit von Kriminalität stellten Stelly und Thomas dar, dass „weder die Belastungen in Familie und Schule, noch die Peerkontakte oder frühkindliche Verhaltensauffälligkeiten“<sup>171</sup> einen Schluss auf das Legalverhalten in späteren Zeitabschnitten zulassen.

Die Studie zeigt bei der Betrachtung des Erwachsenenalters eine facettenreiche Anzahl an Verlaufsmustern. Lediglich bei einem kleinen Teil von sogenannten Frühstartern konnte eine kontinuierliche Delinquenz bis in das mittlere Erwachsenenalter festgestellt werden. Diese korreliert weniger mit Faktoren in Kindheit und Jugend, sondern eher mit einer Anhäufung sozialer Benachteiligungen sowie mit dem Ausmaß der kriminellen Einbindung im Heranwachsenden- und Erwachsenenalter.

Die Studien von Sampson und Laub sowie Stelly und Thomas kommen zu ähnlichen Befunden. Ein zentraler Befund kann darin gesehen werden, dass „das Fortwirken früher aufgebauter Ressourcen in den Bereichen Familie und Bildung im Sinne einer später wieder möglichen sozialen Einbindung einen Hauptfaktor für den Übergang von einer Institutionenkarriere zu einem strafrechtlich konformen Lebensverlauf bildete.“<sup>172</sup>

Die Forschung zur Jugendkriminalität profitiert von diesen Ergebnissen.

Die meisten kriminellen Karrieren enden von allein, deshalb sind auch langanhaltende Haftstrafen nur in den wenigsten Fällen im erzieherischen Sinne sinnvoll. Unter diesem Gesichtspunkt scheinen frühe Interventionsmöglichkeiten, die sowohl die Familie als auch die Peergruppen der betreffenden Kinder und Jugendlichen miteinbeziehen, gegenüber Haftstrafen der überlegenere Ansatz zur Verhinderung von weiteren Straftaten zu sein.

Für die Perspektive der Resilienzforschung ist an den Studien entscheidend, dass die Bedeutung von sozialstrukturellen Faktoren weniger hoch zu sein scheint. Eine un stabile Nachbarschaft bzw. Wohngegend oder ein niedriger sozioökonomischer Status sind den Studien zu Folge weniger ursächlich für

---

<sup>170</sup> Stelly / Thomas, 2005, S. 257

<sup>171</sup> Ebd., S. 259

<sup>172</sup> Boers, 2009, S. 591

späteres deviantes Verhalten. Aus der Sichtweise des Resilienzkonzepts wäre es von Interesse, dass die Umstände, die zu einem Abbruch krimineller Karrieren führen, genauer untersucht werden, denn auch hierfür könnten gewisse im Einzelfall bestehende Schutz- und Risikofaktorkonstellationen verantwortlich sein.

Die Studien verdeutlichen, dass die Prognose krimineller Karrieren weiterhin misstrauisch betrachtet werden sollte. 90% der Intensivtäter gelten als stark mit Risiken belastet. Ein Drittel dieser Intensivtäter tritt in ihrer Jugend jedoch gar nicht oder nur leicht kriminell in Erscheinung<sup>173</sup> und etwa 40 bis 50% der später auffälligen Erwachsenen hatten in ihrer Jugend keine Kontakte zur Polizei.<sup>174</sup> Eine Vorhersage von kriminellen oder nicht kriminellen Lebensverläufen könnte auch im Interesse der Resilienzforschung liegen, jedoch bleibt das Geflecht aus Wechselwirkungen der verschiedenen Faktoren auch aus kriminologischer Perspektive bisweilen undurchdringbar.

#### 3.3.3 Studie von Farrington et al.

In der seit den sechziger Jahren durchgeführten Cambridge Study in Delinquent Development wurde die Delinquenzentwicklung von 411 männlichen Probanden bis zum 50. Lebensjahr untersucht und im Jahr 2007 im Rahmen einer Follow-Up Studie ausgewertet. Wie Sampson/Laub und Stelly/Thomas kategorisierte Farrington verschiedene Typen krimineller Karrieren und stellte ebenfalls eine kleine Gruppe von Intensivtätern (7%) bzw. „chronic offenders“<sup>175</sup> fest, die mehr als zehn Verurteilungen im Alter von 14 bis 35 Jahren aufwiesen. Neben der Kategorisierung von Delinquenzverläufen ist an dieser Studie interessant, dass die Lebensverläufe der Personen zum einen im Hinblick auf eine Vielzahl an sozialen Faktoren untersucht wurden und zum anderen auch Daten zum Lebenserfolg erhoben wurden.<sup>176</sup>

---

<sup>173</sup> Vgl. Stelly, 1998, S. 114

<sup>174</sup> Vgl. Sampson / Laub, 2003, S. 16

<sup>175</sup> Farrington et al., 2006, S. 29

<sup>176</sup> Anm.: Siehe hierzu auch folgendes Zitat: „Nine criteria of life success were measured comparably at ages 32 and 48. The vast majority of men (88%) were considered to be leading successful lives at age 48, since they were successful on at least six of the nine criteria. Life success increased between age 32 and 48; at age 32, 78 per cent of men were leading successful lives. [...] Life success increased with age because successful men tended to stay successful and unsuccessful men tended to become successful.“ Farrington et al., 2006, S. 50

Der Lebenserfolg wurde dabei anhand von verschiedenen Kriterien, wie Arbeitszufriedenheit, Gewaltlosigkeit, Drogenabstinenz und weiterer Items operationalisiert. Die Daten zum Lebenserfolg wurden auch in Bezug zu kriminellen Karrieren gesetzt.

Es stellte sich heraus, dass die Gruppe derjenigen, die ab dem 21. Lebensjahr Abstand zu kriminellen Handlungen genommen hatten („desisters“) und nicht mehr verurteilt wurden, die gleichen Werte im Bereich des Lebenserfolges aufwiesen (Successful Life 95,7%) wie Probanden, die nie verurteilt wurden (Successful Life 94,9%). Nicht überraschend erschien, dass die chronischen Täter die am wenigsten zufriedene Gruppe der Erhebung war (Successful Life 64,6%).<sup>177</sup> Für die Gruppe der chronischen Täter ergab sich erwartungsgemäß auch, dass sowohl die Rate der selbstberichten Delinquenz mit 8%, als auch die Rate der Verurteilungen in den letzten fünf Jahren mit 33,3% die höchsten Raten im Vergleich zu den anderen Delinquenzverlauftypen darstellten.

Ferner wurden in den Studien verschiedene Risikofaktoren<sup>178</sup> auf ihre möglichen Zusammenhänge mit den Delinquenzverlauftypen überprüft. Hier zeigten sich deutliche positive Zusammenhänge zwischen kindlichen Risikofaktoren und der Gruppe der chronischen Täter. Besonders hoch war der Unterschied zwischen den Gruppen bei dem Faktor verurteilte Eltern. Bei 17,3% der nie verurteilten Probanden wurde mindestens eine Verurteilung eines Elternteils registriert. Bei den chronischen Tätern wurde dieser Faktor bei 50,0% der Probanden festgestellt. Ähnliche Daten wurden in der Kategorie „antisoziales Verhalten“ erhoben. Bei 13,5% der nie verurteilten Probanden wurde „antisoziales Verhalten“ festgestellt, im Vergleich hierzu waren es bei den chronischen Tätern 44,3%.

Insgesamt zeigte die Gruppe der chronischen Täter in 20 von 21 erfassten Risiko-Kategorien signifikante Unterschiede zu Probanden der Gruppe, die niemals verurteilt wurden. Aus der Gruppe der chronischen Täter wurden 35,7% als vulnerabel eingeschätzt. Sie waren in ihrer Kindheit drei oder mehr der gemessenen Risikofaktoren ausgesetzt. Im Vergleich dazu wurden die

---

<sup>177</sup> Vgl. Farrington et al., 2006, S. 51

<sup>178</sup> Es wurde Risikofaktoren, wie niedriges Familieneinkommen, Familiengröße, verurteilte Eltern, zerrüttete Familie, ärmliches Wohnen untersucht. Vgl. Ebd., S. 55

Nicht-Verurteilten lediglich zu 6,3% als vulnerabel bewertet.<sup>179</sup> Die bedeutendsten Risikofaktoren sind nach Farrington et al. Kriminalität in der Familie, ökonomische Schwäche, Aufwachsen in armen Verhältnissen, Impulsivität und schlechte Schulleistungen.<sup>180</sup>

Insgesamt wurden durch die Studie die Ergebnisse von Stelly/Thomas sowie Sampson/Laub bestätigt. Zum einen nahm das kriminelle Verhalten sowie die Anzahl an sozialen Auffälligkeiten (etwa Schwierigkeiten im Leistungsbereich oder Alkohol- bzw. Drogenprobleme) in der Regel mit zunehmendem Alter ab, zum anderen gingen die sozialen Auffälligkeiten bei allen Delinquenzverlaufsgruppen mit wachsendem Alter zurück.

In dieser Studie wurde die Jugendkriminalität betreffend erneut herausgestellt, dass verurteilte Eltern ein ernstzunehmender Faktor bei der Entwicklung von Delinquenz zu sein scheint. Ferner ist eine erhöhte Vulnerabilität, also das Ausgesetztsein gegenüber mehreren Risikofaktoren in der Kindheit, von Relevanz. Diesbezüglich kann eine Parallele zu dem Risikofaktorenkonzept der Resilienzforschung gesehen werden.

Bei der genaueren Betrachtung der Befunde werden die Wirkungsstärken der sozialstrukturellen Faktoren (etwa ökonomische Schwäche, Aufwachsen in armen Verhältnissen) und frühkindlichen Verhaltensweisen (etwa Impulsivität) von Farrington höher eingeschätzt, als von Sampson und Laub, die diesbezüglich eher geringere Korrelationen mit späterer Kriminalität feststellten. In diesem Punkt besteht zwischen den Studien Farringtons sowie Sampsons und Laubs keine Einigkeit.

#### 3.3.4 Moffitt und ihre duale Tätertaxonomie

Terrie E. Moffitt befasst sich mit den Ergebnissen der noch laufenden Langzeituntersuchung der Dunedin Multidisciplinary Health and Development Study, die in Neuseeland durchgeführt wurde.<sup>181</sup> Ihr besonderes Interesse gilt neben Geschlechtsunterschieden in delinquenten Verhaltensweisen auch zwei verschiedenen Typen von Delinquenzverläufen. Der erste Typus ist der

---

<sup>179</sup> Vgl. Farrington et al., 2006, S. 55

<sup>180</sup> Vgl. Ebd., S. 65

<sup>181</sup> Die noch laufende Dunedin Studie umfasst Daten von 1037 Personen aus den Jahrgängen 1972 und 1973. Die Personen wurden im Alter von 3, 5, 7, 11, 13, 15, 18, 21, 26, 32 und 38 Jahren ausführlich medizinisch untersucht. Neben Befragungen werden zahlreiche weitere Methoden wissenschaftlichen Arbeitens genutzt.

des chronischen Delinquenten („life-course persistent“), der zweite der des episodenhaften Jugendstraftäters („adolescence-limited antisocial behavior“<sup>182</sup>). „In Abkehr von der Idee einer allgemeinen Kriminalitätstheorie verfolgt Moffitt das ehrgeizige Ziel [...] für jede der beiden Verlaufstypen eine selbständige Erklärung zu liefern.“<sup>183</sup>

In den Studien zeigen sich zunächst keine geschlechtsspezifischen Risikofaktoren. Weibliche als auch männliche Delinquenz wird durch die gleichen Risikofaktoren bedingt.<sup>184</sup> Wie in anderen Studien ist der zahlenmäßige Anteil chronischer Straftäter eher gering (6% der 902 Teilnehmer), wobei Männer in dieser Gruppe zehn Mal häufiger auftreten als Frauen.<sup>185</sup> 26% aller männlichen Teilnehmer werden der Adolescence-Limited Antisocial Behaviour Gruppe zugeordnet, von den weiblichen Teilnehmern werden 18% dieser Gruppe einbegriffen.

Im Vergleich der beiden genannten Delinquenzverlaufstypen zeigt der Typus des chronischen Delinquenten zwischen dem siebten und dem zwölften Lebensjahr soziale Auffälligkeiten, die im weiteren Verlauf zunehmen und nach Moffitt zu einer Verschärfung der Lebenssituation führen.

Die sozialen Auffälligkeiten können Misserfolge in der Schule, Defizite in moralischen, sozialen und kognitiven Kompetenzen, bruchhafte Bindungen oder ein unterdurchschnittliches Intelligenzniveau sein.<sup>186</sup> Moffitt betont in dem Zusammenhang neuropsychologische Dysfunktionen (etwa Aggressivität oder verbale Defizite), die aber nicht alleine konstituierend für lange fortbestehende Verhaltensauffälligkeiten sind, sondern erst in der wechselseitigen Interaktion mit einer ungünstigen sozialen Umwelt zu einer folgenschweren Entwicklung führen (antisocial syndrom).<sup>187</sup> Die neuropsychologischen Defizite verursachen, dass ein Individuum in seinem Handlungsrepertoire beschränkt ist und

---

<sup>182</sup> Moffitt et al., 2001, S. 207

<sup>183</sup> Bock, 2013, S. 97

<sup>184</sup> Vgl. Moffitt et al., 2001, S. 108

<sup>185</sup> Vgl. Ebd., S. 237

<sup>186</sup> Vgl. Göppinger, 2008, S. 207

<sup>187</sup> Vgl. Moffitt, 1993, S. 685

somit nicht angemessen auf neue soziale Kontexte reagieren kann.<sup>188</sup> Ein relativ normaler sozialer Kontext kann dann als Bedrohung angesehen werden, wobei eine der Reaktionen auf diese Bedrohung aggressives Verhalten darstellt.<sup>189</sup>

Der Typus des episodenhaften Jugendstraftäters zeigt im Gegensatz zu dem chronischen Delinquenten zwar auch soziale Auffälligkeiten, allerdings treten diese temporär beschränkt auf und durchdringen den Sozialbereich nicht in dem gleichen Umfang. Die Auffälligkeiten beeinflussen somit nur Teilbereiche des sozialen Lebens, etwa den Freizeit- und Kontaktbereich. Oftmals sind die episodenhaften Jungstraftäter in der Schule motiviert und zeigen keine Auffälligkeiten, während in der Freizeit regelmäßiger delinquente Verhaltensweisen auftreten.

Der Abbruch von kriminellen Karrieren hängt nach Moffitt stark mit dem Erreichen des Erwachsenenstatus zusammen, in dem die Jugendlichen die Diskrepanz zwischen dem Dasein als Jugendlicher bei gleichzeitiger Konfrontation mit den Zielen der Erwachsenenwelt hinter sich lassen. Zu einem gewissen Anteil sind neue Lebensherausforderungen wie eine Ehe oder ein eigener Hausstand Gründe für einen Ausstieg, doch nehmen auch der Eindruck von Sanktionen und die negativen Auswirkungen von Delinquenz einen gewissen Stellenwert ein. Im Gegensatz zu den chronischen Delinquenten liegen die Ursachen für einen Abbruch der kriminellen Karriere bei den episodenhaften Jungstraftätern häufig mit einer prosozialen Erziehung sowie erworbenen, grundlegenden Handlungskompetenzen zusammen.<sup>190</sup>

Neben dem methodischen Problem bei der Klassifizierung der chronischen Täter<sup>191</sup> kann Moffitts Tätertaxonomie die Komplexität delinquenten Verhaltens nicht widerspiegeln, da über die Gruppe der chronischen Täter und den episodenhaften Jungstraftätern hinaus noch weitere Gruppen ermittelt werden

---

<sup>188</sup> Anm: Hierzu führt Moffitt aus: „Narrowing the focus in this way promotes just four of the many risk factors we studied to the top of the antisocial research agenda: neuro-cognitive deficits, undercontrolled temperament, a personality trait called weak constraint, and hyperactivity“, Moffitt et al., 2001, S. 137

<sup>189</sup> Vgl. Moffitt, 1993, S. 683 f.

<sup>190</sup> Vgl. Bock, 2013, S. 99

<sup>191</sup> Anm.: In anderen Studien, wie etwa der von Farrington, reichte bereits die Hälfte an Verurteilungen, um als „Chronic Offender“ klassifiziert zu werden. Vgl. Farrington, 2003, S. 144

konnten. Hierunter befindet sich auch eine Gruppe der sogenannten Genesenen (Recoveries). Diese zeigten im Kindesalter das gleiche dissoziale Verhalten wie die chronischen Delinquenten, brachen dieses Verhalten im Jugendalter jedoch ab.<sup>192</sup> Das Phänomen ‚Gruppe der Genesenen‘ wird von Moffitt nicht ausführlicher diskutiert.<sup>193</sup>

Im Zuge einer Folgestudie stellte sich heraus, dass der Abbruch einer kriminellen Karriere bei der Gruppe der episodenhaften Jungstraftäter nicht eindeutig ist. Zwar verringern sich die Verurteilungsraten und die Häufigkeit selbstberichteter Delinquenz im Vergleich zu der Gruppe der chronischen Delinquenten signifikant, doch die Verurteilungsraten und die Häufigkeit der selbstberichteten Delinquenz sind deutlich höher als bei den anderen klassifizierten Gruppen.<sup>194</sup>

Frühzeitige Prognosen bezüglich einer kriminellen Karriere scheinen auch anhand der von Moffitt erforschten Delinquenzverläufe nicht möglich. Dennoch geben ihre Untersuchungen Aufschluss über eine Fülle von Risikofaktoren unter denen auch neuropsychologische Defizite eine erhebliche Gewichtung erfahren. Ein empirischer Beleg, dass aus den neuropsychologischen Defiziten entstehende Verhaltensweisen auf eine überdauernde kriminelle Karriere hindeuten, konnte bisher nicht erbracht werden.

Aus der Perspektive der Resilienzforschung scheint die Gruppe der Genesenen (Recoveries) von hohem Interesse, scheinen sie doch dazu in der Lage, das festgestellte dissoziale Verhalten im Übergang vom Kind zum Jugendlichen abzulegen. Hier wären Folgeuntersuchungen zu den weiteren Schutzfaktoren interessant. Ferner könnte seitens der Resilienzforschung eine genauere Betrachtung einer der Thesen Moffitts erfolgen. Der Abbruch einer kriminellen Karriere hängt häufig mit dem Erreichen des Erwachsenenalters zusammen. Als nähere Faktoren für den Abbruch benennt sie unter anderem einen negativen Eindruck von Sanktionen und die Erwartung bezüglich negativer Auswirkungen von Delinquenz. Aus der Sicht der Resilienzforschung

---

<sup>192</sup> Vgl. Moffitt et al., 2002, S. 183 ff.

<sup>193</sup> Vgl. Boers, 2009, S. 588

<sup>194</sup> Vgl. Moffitt et al., 2002, S. 199

könnten Untersuchungen angestellt werden, welche Schutzfaktoren bei Jugendlichen gefördert werden könnten, damit schon in der Jugendphase vermehrt an die Konsequenzen strafrechtlichen Handelns gedacht wird, also ein höheres Verantwortungsbewusstsein entwickelt werden kann.

### 3.3.5 Long-term outcomes of young adults exposed to maltreatment

Die Langzeitstudie von Smith et al.<sup>195</sup> untersucht den mildernden Einfluss positiver Bildungserfahrung in der mittleren Adoleszenz im Kontext erfahrener Misshandlung und antisozialem Verhalten.<sup>196</sup> Insgesamt wurden Daten von 1000 Probanden im Alter von 14 bis 23 Jahren aus öffentlichen Schulen der Stadt Rochester in den USA befragt und offizielle Daten über Haftstrafen und Delinquenz erhoben. 68% der Teilnehmer waren Afroamerikaner, 17% waren hispanischer Herkunft und 15% waren Amerikaner mit weißer Hautfarbe. Insgesamt waren 73,9% männlich.

Die Interviews wurden halbjährlich durchgeführt. Zu den erfragten Informationen gehörten Selbstberichte zum Hochschulabschluss, zum Bildungsanspruch, zur Erwartung an die Schule, zur Schulverbundenheit und zur Aufmerksamkeit gegenüber dem Lehrpersonal. Ferner wurden Daten zu dem Geschlecht, dem sozialen Status, der ethnischen Zugehörigkeit und zu frühem antisozialen Verhalten erhoben.

Anlass zu der Studie waren festgestellte Zusammenhänge zwischen schlechten Schulleistungen und späterer Delinquenz, sowie dem Risikofaktor der Misshandlung.<sup>197</sup> Die Misshandlungen wurden anhand der Erlebnisse von Vernachlässigung sowie körperlichem, sexuellem und psychischem Missbrauch operationalisiert. Es stellte sich heraus, dass 19,8% der 1000 Teilnehmer mindestens einmal einen derartigen Missbrauch erlebten, wobei 11,9% der Befragten angaben, mindestens einmal eine Erfahrung von Vernachlässigung gemacht zu haben. 8,5% der Teilnehmer gaben an körperlich, 7,9% psychisch und 2,1% sexuell missbraucht worden zu sein. Nach den Autoren der Studie liegen zwar Langzeituntersuchungen zu diversen Schutzfaktoren vor, jedoch

---

<sup>195</sup> Anm.: Der vollständige Name der Studie lautet: Long-Term Outcomes of Young Adults Exposed to Maltreatment: The Role of Educational Experiences in Promoting Resilience to Crime and Violence in Early Adulthood

<sup>196</sup> Vgl. Smith et al., 2013, S. 121

<sup>197</sup> Vgl. Ebd., S. 127

beschäftigen sich diese nicht fokussiert mit dem Faktor Schule bzw. Bildungserfahrung als Einflussgröße auf Misshandlung und spätere Kriminalität.<sup>198</sup>

Den Analysen dieser Studie zufolge kann die negative Auswirkung von erlebten Misshandlungen auf späteres Abschneiden und Verhalten in der Schule als bestätigt angesehen werden.<sup>199</sup> So war der Anteil der Personen, die einen Hochschulabschluss schafften, in der Gruppe der misshandelten Probanden mit 48,3% bedeutend geringer als Anteil der nicht misshandelten Teilnehmer mit Hochschulabschluss (61,7%). Ferner zeigten Pfadanalysen der Lebensverläufe der Rochester-Probanden, dass erlebte Misshandlungen in der Kindheit signifikant mit späteren kriminellen und gewalttätigen Verhaltensweisen zusammenhängen.

Insgesamt stellte sich der abschwächende Einfluss von positiver Bildungserfahrung auf spätere delinquente Verhaltensweisen als nicht sehr ausschlaggebend heraus. Dennoch wurde durch die Studie bezüglich des Faktors positive Bildungserfahrung festgestellt, dass diese einen leicht abschwächenden Effekt auf spätere Delinquenz, wie Gewalt gegenüber dem Beziehungspartner und auf spätere Inhaftierungsraten hatte.<sup>200</sup>

In der weiteren Auswertung spezieller Faktoren scheinen einige Faktoren unbedeutend in Bezug auf die Entwicklung von späterer Delinquenz; so etwa der Faktor der Verbundenheit mit der Schule. Hier ergaben sich sowohl für die Gruppe der misshandelten, wie auch für die Gruppe der nicht misshandelten Probanden keine Unterschiede, so genannte „Null-Effekte“.<sup>201</sup> Die signifikantesten Wirkungen wurden bezüglich des Faktors einer hohen Durchschnittsnote festgestellt. Jugendliche, die in ihrer Kindheit misshandelt wurden und in der Schulzeit bessere Durchschnittsnoten hatten, erlebten in einer späteren Partnerschaft weniger Gewalt.<sup>202</sup>

Resultierend aus der Studie scheint der Faktor erlebter Misshandlungen im Vergleich zu anderen Faktoren, wie etwa Armut, ein signifikanter Indikator für

---

<sup>198</sup> Vgl. Smith et al., 2013, S. 127

<sup>199</sup> Vgl. Ebd., S. 136

<sup>200</sup> Vgl. Ebd., S. 122

<sup>201</sup> Vgl. Ebd., S. 143

<sup>202</sup> Vgl. Ebd., S. 128

spätere Kriminalität und Gewalt zu sein.<sup>203</sup> Darin bestätigt diese Studie die Ergebnisse anderer Untersuchungen und stellt erneut den für das Resilienzkonzept bedeutenden Risikofaktor der ungünstigen Erziehungspraktik (wie etwa körperliche Strafen oder Gleichgültigkeit gegenüber dem Kind) heraus.

Für die Resilienzforschung scheinen die angesprochenen „Nulleffekte“ interessant. Für den Fall, dass solche Ergebnisse mit den Ergebnissen anderer Studien korrelieren, ist dies im Gesamtkontext der weiteren Erforschung resilienter Prozesse hilfreich. So könnte, wie anhand der Rochester - Studie gezeigt wurde, der Faktor der Schulverbundenheit aus zukünftigen Untersuchungen ausgeschlossen werden, da er dieser Studie zu Folge nicht von Bedeutung für spätere Kriminalität zu sein scheint.<sup>204</sup> Dadurch können die zu untersuchenden Faktoren reduziert und etwaige Wechselwirkungsprozesse zwischen Schutz- und Risikofaktoren auf die bedeutenderen Faktoren beschränkt werden.

### **3.4 Diskussion zu den kriminologischen Befunden**

Trotz gestiegener Bemühungen und Verbesserungen der methodischen Ansätze sowie der Studiengestaltung findet sich die persönlichkeitsorientierte Entwicklungskriminologie noch in den Anfängen.<sup>205</sup> Unter dem Blickwinkel kriminologischer Forschung wurden in den aufgeführten Studien vornehmlich die Risikofaktoren untersucht, welche aus dem Blickwinkel einer Resilienzthematik nicht von primärem Interesse sind, doch auch als Faktoren im Sinne einer Krise oder Belastung eine wichtige Rolle innehaben können.

Die in der Resilienzdebatte diskutierten Schutzfaktoren werden in den Studien sekundär gewichtet. Eine Ausnahme bildet die noch junge Studie von Smith, die den Schutzfaktor der positiven Bildungserfahrung spezifisch betrachtet. Auch wenn die Arbeit Smiths keine klare Verbindung zwischen positiver Bildungserfahrung zu späterem kriminellen Verhalten treffen kann wird anhand dieser Studie gezeigt, dass das Resilienzphänomen auch praktisch im Zusammenhang mit Delinquenz diskutiert werden kann.

---

<sup>203</sup> Vgl. Smith et al., 2013, S. 142

<sup>204</sup> Vgl. Ebd., S. 143

<sup>205</sup> Vgl. Boehrs, 2009, S. 608

Bei den im Zuge der Studien festgestellten Schutz- und Risikofaktoren können Übereinstimmungen festgestellt werden. Sampson und Laub sowie Stelly und Thomas betonen positive Bindungen zur Familie und prosozial eingestellte Peergroups. Auch die Bindungserfahrung im Sinne von früh aufgebauten sozialen Ressourcen nimmt eine schützende Rolle ein. Schwache Bindungen, ein gewalttätiger Erziehungsstil sowie ungenügende Beaufsichtigung stellen hingegen Faktoren dar, die die spätere Wahrscheinlichkeit kriminellen Verhaltens erhöhen.

Farrington stellte mit seinen Studien dar, dass chronische Mehrfachtäter in ihrer Kindheit einer hohen Anzahl von Risikofaktoren ausgesetzt waren und aufgrund weiterer Indikatoren auch als verletzbarste Gruppe eingeschätzt werden können. Als häufige Risiken für späteres delinquentes Verhalten wurden in der Kindheit die Faktoren antisoziales Verhalten und die Verurteilung der Eltern festgestellt. Ferner stellt Farrington im Gegensatz zu Sampson und Laub Faktoren heraus, die auch in der Resilienzforschung betont werden. Dies sind ökonomische Schwäche, das Aufwachsen in armen Verhältnissen und schlechte Schulleistungen. Von Interesse scheinen auch seine Feststellungen zur Lebenszufriedenheit von chronischen Tätern und nicht kriminellen Personen. Möglicherweise lassen sich Straftaten verhindern, in dem die Lebenszufriedenheit durch Förderung von Arbeitszufriedenheit, Gewaltlosigkeit, Drogenabstinenz erhöht wird. Dieser Befund stellt einen weiteren Anreiz zu ressourcenfördernden Präventionsprogrammen dar.

Nach Moffitt wird die Kriminalität männlicher wie weiblicher Individuen durch ähnliche Risikofaktorkonstellationen bedingt, wobei männliche Probanden häufiger delinquent wurden. Eine kleine Gruppe chronischer Mehrfachtäter zeigte in frühen Lebensabschnitten soziale Auffälligkeiten. Dies waren Defizite in moralischen, sozialen und kognitiven Kompetenzen, eine unterdurchschnittliche Intelligenz und bruchhafte Bindungen. Auch diese Risikofaktoren werden immer wieder von der Resilienzforschung rezipiert.

Die Gruppe der chronischen Mehrfachtäter ist zusätzlich zu dem Auftreten dieser Risikofaktoren damit belastet, dass diese den Sozialbereich in höherem Umfang durchdringen. In der wechselseitigen Interaktion mit ungünstigen Umweltbedingungen werden die bereits bestehenden negativen Effekte nochmals

erhöht. Obwohl sich Moffitt mit der kritisch zu sehenden Schöpfung des Delinquenzverlaufstypus des chronischen Täters von den Klassifizierungen der anderen angeführten Studien differenziert, so gelangt sie doch zu ähnlichen Umständen, die den Abbruch von kriminellen Karrieren bedingen.

Moffitt beschreibt die protektive Wirkung der Faktoren Ehe oder eigener Hausstand. Diese neuen Entwicklungsaufgaben gehen im Falle eines Karriereabbruchs mit einer vorhandenen prosozialen Erziehung und grundlegenden Handlungskompetenzen des Individuums einher.

Bei Farrington, Sampson und Laub sowie Stelly und Thomas zeigte sich, dass sowohl das kriminelle Verhalten, als auch die Anzahl an sozialen Auffälligkeiten mit zunehmendem Alter bei allen Delinquenzverlaufstypen abnahmen. In Übereinstimmung der Studien korrelierte der Karriereabbruch mit einer positiven Einbindung in den Arbeits- und in den Familienalltag.

Nach Sampson und Laub bringen diese neuen Herausforderungen oder Wendepunkte neue starke soziale Bindungen hervor, die weitere Delinquenz trotz mangelhafter anderer Bedingungen unwahrscheinlich macht. „Nach neuerem Verständnis wird der Abbruch als Prozess einer allmählichen Verringerung delinquenten Verhaltens begriffen, der - in je nach Standpunkt unterschiedlicher Gewichtung – sowohl von strukturellen Änderungen der sozialen Einbindung (durch stabile neue Partnerbeziehungen oder Arbeitsverhältnisse) als auch durch eine bewusste Reformulierung des persönlichen Selbstkonzepts (Human Agency) ausgelöst und getragen werden soll.“<sup>206</sup>

Bei der Analyse der Studien fällt auf, dass diese zumindest bei der Frage um den Abbruch krimineller Karrieren zu ähnlichen Ergebnissen kommen, wobei nicht außer Acht gelassen werden darf, dass es sich bei den Ländern, in denen die Studien durchgeführt wurden, um Länder der westlichen Wertegemeinschaften handelt (USA, Deutschland, England, Neuseeland) und somit ein ähnliches Verständnis von Normabweichung und Kriminalität besteht.

Die Bedeutung der kindlichen Risikofaktoren wird durch die Studien unterschiedlich bewertet. Farringtons Untersuchungen bejahen den Zusammenhang zwischen kindlichen Risikofaktoren (Impulsivität) und chronisch

---

<sup>206</sup> Boehrs, 2009, S. 601

verlaufender Delinquenz, während Sampson und Laub frühkindlichen Verhaltensauffälligkeiten (etwa Hyperaktivität) eine eher geringere Erklärungskraft zugestehen.

Aus den Studien ergibt sich kein passgenaues Bild zum Verlauf von kriminellen Karrieren. Erstens werden die Delinquenzverläufe unterschiedlich klassifiziert, wodurch eine einheitliche Bewertung der Befunde schwerfällt.

Zweitens werden den unterschiedlichen Risiko- und Schutzfaktoren unterschiedlich starke Wirkungen unterstellt. Zu Prognosen, die die späteren Delinquenzverläufe anhand von Indikatoren in der Kindheit und Jugend voraussagen, halten sich die Studien bedeckt. Insgesamt kann die persönlichkeitsorientierte Längsschnittforschung der Kriminologie noch „keine verlässliche empirische Grundlage für Programme der individuellen, zumal klinisch psychologischen oder psychiatrischen Intervention im Kindes- und frühen Jugendalter liefern [...]“.<sup>207</sup>

Nach den bisherigen Studien in diesem Themenbereich konnten keine übereinstimmenden Persönlichkeitsfaktorenkonstellationen ausfindig gemacht werden, die delinquente Entwicklungen erklären. Diesen Gedanken folgend kann die Annahme vertreten werden, dass es in dem komplizierten Geflecht Faktoren geben muss, die einer delinquenten Karriere entgegenwirken. Die betrachteten Studien von Moffitt, Farrington, Sampson und Laub, Stelly und Thomas münden diesbezüglich in der Aussage, dass ein wie auch immer verortetes ‚soziales Kapital‘ sowohl bei dem Abbruch krimineller Karrieren, als auch bei den Probanden, die nicht verurteilt wurden, eine wichtige Funktion einnimmt. „Die Konzeptualisierung von Entwicklung als Wechselwirkung von personalen Ressourcen und sozialen Umständen ermöglicht eine differenzierte Betrachtungsweise“<sup>208</sup> und impliziert einen Perspektivenwechsel, der die von Resilienzforschern geforderte Förderung von sozialen Kompetenzen durch Präventionsanstrengungen nahelegt.<sup>209</sup>

---

<sup>207</sup> Boehrs, 2009, S. 593

<sup>208</sup> Matt / Siewert, 2008, S. 274

<sup>209</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönna-Böse, 2014, S. 7

## **4 Prävention**

### **4.1 Primäre Prävention**

Auf der Suche nach Überschneidungspunkten zwischen Resilienz und Kriminologie im Bereich des Präventionswesens können unterschiedliche Präventionsebenen untersucht werden. Exemplarisch sollen der Bereich der primären Prävention und der Bereich der tertiären Prävention vorgestellt und mit Aspekten des Resilienzkonzepts in Bezug gesetzt werden.

Unter der primären Prävention werden Maßnahmen verstanden, die Delinquenz an der Wurzel treffen. Nach Kube geschieht dies durch die Beseitigung von sozio-strukturellen Mängellagen und Sozialisationsdefiziten, durch Stabilisierung des Rechtsbewusstseins und durch konsistente Politik in Verbindung mit kriminalpolitischen Zielen.<sup>210</sup> Ein Teilbereich primärer Prävention ist die positive Generalprävention, die als Ziel eine gelungene Sozialisation anstrebt. Familie, Kindergarten und Schule sind besonders wichtige Sozialisationsinstanzen, die in den prägenden, jungen Jahren der Entwicklung einen enormen Einfluss entfalten. Genauso sind Individuen in den frühen Lebensabschnitten anfällig gegenüber Gewalt und dem Erlernen von gewalttätigen Verhaltensweisen.<sup>211</sup>

Wie auch die angeführten Studien der Entwicklungskriminologie aufzeigen, ist „empirisch gut belegt, dass es eine relativ kleine Gruppe von Individuen gibt, die bereits früh im Entwicklungsverlauf auffällig wird und über die Lebensphase des Jugendalters hinaus wiederholt Straftaten begeht.“<sup>212</sup> Eine der Konsequenzen aus dieser Erkenntnis ist, dass als erste Strategie zur Vermeidung auffälligen Verhaltens sehr früh mit Prävention zu beginnen ist.<sup>213</sup>

Wie beschrieben, fallen sowohl in der Entwicklungskriminologie, als auch in der Resilienzforschung konsistent die negativen Auswirkungen einer gewalttätigen Erziehung bzw. das Erleben von Gewalt ins Gewicht, weshalb der Bereich der Gewaltprävention bei Interventionsüberlegungen nicht zu vernachlässigen ist. Die entwickelten Präventionsprogramme unterscheiden sich in

---

<sup>210</sup> Vgl. Kube, 2007, S. 834

<sup>211</sup> Vgl. Rönnau-Böse / Fröhlich-Gildhoff, 2011, S. 363

<sup>212</sup> Silkenbeumer, 2011, S. 613 f.

<sup>213</sup> Vgl. Matt / Siewert, 2008, S. 272

der Art und Weise wie jeweils eine Intervention versucht wird. „Betrachtet man die Interventionsform, schneiden lerntheoretisch fundierte Programme, bei denen die Inhalte multimedial, strukturiert, fähigkeitsorientiert und interaktiv vermittelt werden, besser ab als Programme, die allein auf Information und Aufklärung setzen.“<sup>214</sup>

Bezüglich der Inhalte von Präventionsprogrammen empfiehlt die Weltgesundheitsorganisation die Beachtung der Life-Skills,<sup>215</sup> also Lebenskompetenzen, die bei entsprechender Förderung eine Reduzierung von aggressivem Verhalten und Gewalt nach sich ziehen sollen.<sup>216</sup> Zu der Wirkung der Förderung der Life-Skills Programme führt die WHO aus:

*„Life skills training programmes are designed to overcome such deficits and increase social and emotional competencies. Many life skills programmes are directly aimed at increasing the ability of children and youth to deal effectively and non-violently with interpersonal conflicts.“*<sup>217</sup>

Die Life-Skills korrelieren inhaltlich stark mit den von der Resilienzforschung herausgestellten variablen Schutzfaktoren und sind aufgrund der Möglichkeit der Beeinflussung durch Intervention von hoher Relevanz für die Prävention.<sup>218</sup> Getreu dem durch die Resilienzforschung eingeleiteten Paradigmenwechsel empfiehlt die WHO neben der Minimierung von Risikofaktoren auch Bedingungen zur Förderung der seelischen Gesundheit zu schaffen.<sup>219</sup>

Auch der vierzehnte Kinder- und Jugendbericht des Bundesinnenministeriums schließt sich dem Credo an und betont, dass zu der Entwicklung einer gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit vielfältige Kompetenzen gehören. Der Erwerb dieser Kompetenzen erfolgt neben dem Elternhaus und der Schule auch durch

---

<sup>214</sup> Lyssenko et al., 2010, S. 1071

<sup>215</sup> Anm: Siehe hierzu auch folgendes Zitat: “These are problem solving, critical thinking, effective communication, decision-making, creative thinking, interpersonal relationship skills, self-awareness building, empathy, and coping with stress and emotions. Life and social skills development programmes help young people increase their self-awareness and more accurately read and regulate their emotions.” World Health Organization, 2015, S. 28

<sup>216</sup> Vgl. Ebd., S. 28

<sup>217</sup> Ebd., S. 28

<sup>218</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönnau-Böse, 2014, S. 23

<sup>219</sup> Vgl. Ebd., S. 7

unterschiedliche Angebote der Jugendhilfe.<sup>220</sup> Doch nicht jedes klangvolle Programm das vorgibt, Kompetenzen zu fördern, ist auch wirksam. Aus diesem Grund sollten die Förderungsprogramme gewissen Qualitätsstandards unterliegen und bezüglich ihrer Wirkung auch evaluiert sein.<sup>221</sup> Der Landespräventionsrat in Niedersachsen führt veröffentlichte evaluierte Programme in der sogenannten Grünen Liste.<sup>222</sup>

Eines der als am empfehlenswertesten eingestuften Programme ist das Projekt Papilio, welches die Primärprävention von sozialem Rückzugsverhalten oder Verhaltensproblemen, wie zum Beispiel aggressivem Verhalten, als Ziel verfolgt. Dieses Ziel soll durch Frühförderung von sozial-emotionalen Kompetenzen erreicht werden. „Die theoretische Grundlage für das Programm basiert auf einem Konzept der entwicklungsorientierten Sucht- und Gewaltprävention und orientiert sich an verhaltenstherapeutischen Verfahren.“<sup>223</sup>

### 4.1.1 Das primäre Präventionsprogramm Papilio

Das Projekt setzt auf drei Ebenen an: der Kinderebene, der Elternebene und der Ebene der Fachkräfte. Es ist für Kinder im Alter von drei bis sechs Jahren geeignet und wird von etwa 1000 Kindergärten bundesweit angeboten. Die beteiligten Erzieher und Erzieherinnen werden im Rahmen des Programms geschult, in dem sie aufgezeigt bekommen, wie Lob, Regeln und Handlungsabläufe in der Zusammenarbeit mit Kindern deutlich verbalisiert werden. Ferner informieren die Fachkräfte die Eltern auf themenspezifischen Elternabenden über Inhalt und Ablauf des Programms. An diesen Abenden werden die Eltern dahingehend beraten, wie sie Teile des Programms in den Familienalltag integrieren können.<sup>224</sup> Die Kinder werden in drei aufeinander aufbauenden Modulen durch kindgerechte Darstellungen mit den Programminhalten vertraut gemacht.

---

<sup>220</sup> Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 30.01.2013, S. 9

<sup>221</sup> Anm.: Die Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention veröffentlichte einen Qualitätskriterienkatalog für die Auswahl und Durchführung wirksamer Programme. Als Kriterien werden Analysen der Ausgangslage, Zielklärung, Zielgruppenfindung, Theoretische Grundlagen, Maßnahmenbeschreibung und Implementationsqualität, Kompetenzen der Personen, die die Maßnahme durchführen, Nachhaltigkeitskonzept, Evaluation und Qualitätssicherung, Projektstruktur und Effizienz und Dokumentation, Implementation angeführt. Vgl. DFK, 16.04.2013

<sup>222</sup> Landespräventionsrat Niedersachsen, 14.12.2015

<sup>223</sup> Fröhlich-Gildhoff / Rönnau-Böse, 2014, S. 66

<sup>224</sup> Anm.: Dies geschieht beispielweise über die Aushändigung eines Vorlesebuches, welches mit den Inhalten der Präventionsmodule für die Kinder übereinstimmt.

Das erste Modul besteht aus einer interaktiven Geschichte, die mit Handpuppen unterstützt wird und die Kompetenz zur Selbst- und Fremdwahrnehmung fördern soll. In dem zweiten Modul werden Spielsachen, die in der Kindertagesstätte zur Verfügung stehen, durch Interaktions- und Gruppenspiele vollständig ersetzt. Die Fähigkeiten zur sozialen Interaktion und die Wahrnehmung eigener Bedürfnisse werden hierdurch gefördert. Das dritte Modul hat das Ziel, prosoziales und aufgabenorientiertes Verhalten zu fördern und die Fähigkeit zur Selbstregulation zu verbessern. Dies geschieht durch in Kleingruppen durchgeführte Spiele, in denen die Kinder nach vorher festgelegten Regeln Punkte sammeln und den Erfolg sozialen Verhaltens auf direktem Weg erfahren können.<sup>225</sup>

### 4.1.2 Evaluation von Papilio

Das Programm wurde zunächst in einem gleichnamigen Projekt von 2002-2005 in der Region Augsburg implementiert. In dieser Region erfolgte auch eine Weiterentwicklung sowie die wissenschaftliche Begleitung durch das beta-Institut für sozialmedizinische Forschung und Entwicklung. Im Rahmen der Auswertung wurden die Daten zu einer Kontrollgruppe und einer Teilnehmergruppe erhoben. Die Stichprobe umfasste dabei 25 Kindergärten mit 700 Kindern im Alter von vier bis sieben Jahren.

Durch die Evaluation wurde festgestellt, dass prosoziales Verhalten gestärkt und Verhaltensauffälligkeiten, wie auch aggressives Verhalten, reduziert werden konnten. Es stellte sich auch heraus, dass die als zurückgezogen eingestufteten Kinder besser durch die Gruppe integriert wurden, diesbezüglich also von einem Zugewinn an sozialer Kompetenz berichtet werden kann. Nach Einschätzung der befragten Erzieherinnen ergaben sich bei den Kindern, die an dem Projekt teilgenommen hatten, Verbesserungen bezüglich der sozial-emotionalen Kompetenzen und im Konfliktlösebereich.<sup>226</sup>

Weitere Auswertungen des Projekts ergaben, dass die bereits vor dem Projektbeginn als verhaltensauffällig eingestufteten Kinder am meisten von den Maßnahmen profitierten. Im Rahmen der Evaluation erfolgten auch

---

<sup>225</sup> Vgl. Fröhlich-Gildhoff / Rönau-Böse, 2014, S. 66

<sup>226</sup> Vgl. Scheithauer / Mayer, 2010, S. 241

nachträgliche Befragungen. Aus diesen ergab sich, dass sowohl die verhaltensauffälligen, wie auch die nicht-verhaltensauffälligen Kinder, die an dem Papilio-Projekt teilgenommen hatten, in der Schule bessere Leistungen abrufen konnten als die Vergleichssample der Kontrollgruppe.

Das Präventionsprogramm wurde ab dem Jahre 2005 bundeslandübergreifend von Kindertagesstätten implementiert, wobei auch Kindertagesstätten in sozial schwächeren Regionen das Programm übernahmen. Zu diesen sogenannten Brennpunkt-Kindertagesstätten wurde von 2010 bis 2014 ein gesondertes Modellprojekt durchgeführt. In der begleitenden Prozessevaluation wurde festgestellt, dass das Programm grundsätzlich auch an diesen Problemstandorten eingeführt werden kann. Die Erzieher haben einen positiven Gesamteindruck. Die Implementation aller Module wird nach anfänglichen Bedenken fortgeführt. Ein weiteres gut evaluiertes, primäres Präventionsprojekt ist das Programm „Entwicklungsförderung in Familien: Eltern und Kindertraining“ (EFFEKT), welches sowohl die Förderung von Kindern als auch die Schulung deren Eltern beachtet.

### 4.1.3 Das primäre Präventionsprogramm EFFEKT

Das Programm wurde auf Basis von Erkenntnissen einer langfristig angelegten Präventions- und Entwicklungsstudie aus Erlangen und Nürnberg entwickelt. Es besteht aus zwei Ebenen der Förderung. Zum einen soll den teilnehmenden Eltern die praktische Verbesserung von Erziehungskompetenzen ermöglicht werden, zum anderen sollen auf der Ebene der Kinder Problemlösefähigkeiten sowie soziale Kompetenzen verbessert werden.

Das Kindertraining richtet sich an Kinder im Alter von vier bis sieben Jahren und besteht aus 15 Einheiten zu je 45 Minuten. Es setzt sich aus zwei Komponenten zusammen, wobei die erste Komponente die Vermittlung von Grundlagen zum sozial-kognitiven Problemlösen beinhaltet. Dabei geht es um das Erkennen von Gefühlen sowie von Ursachen eines bestimmten Verhaltens. Die zweite Komponente besteht aus Problemlösespielen. Hier sollen alternative Lösungen, Fähigkeiten zur Antizipation und die Bewertung von Handlungen vermittelt werden. Die Vermittlung findet dabei durch geschulte

Projektmitarbeiter statt, die kindgerechte Methoden, wie zum Beispiel Sing- und Bewegungsspiele oder Rollen- und Modellspiele, anwenden.<sup>227</sup>

Das Elterntraining besteht aus fünf einmal pro Woche stattfindenden Einheiten zu je 90 bis 120 Minuten. Bei den Sitzungen nehmen jeweils 10 bis 20 Eltern teil. Auf der Agenda stehen Themen wie die Stärkung des Familienbundes, die Grundregeln einer positiven Erziehung, Überforderungen und das Setzen von richtigen Grenzen. Die methodische Vermittlung erfolgt über Rollenspiele, Kurzvorträge, Gruppendiskussionen, Erfahrungsaustausch sowie durch die Bereitstellung strukturierter Arbeitsmaterialien.

### 4.1.4 Evaluation von EFFEKT

In der Kernstudie nahmen 178 Kinder und 170 Elternpersonen am Training teil. Der Vergleich von Kontroll- und Programmgruppe zeigte „positive Kurzzeiteffekte nach zwei bis drei Monaten in theoretisch vermittelnden Merkmalen, wie dem elterlichen Erziehungsverhalten (Elternkurs) und dem sozialen Problemlösen (Kinderkurs).“<sup>228</sup> Zwei bis drei Jahre später wurden positivere Bemerkungen von Lehrkräften in Grundschulzeugnissen und bessere Verhaltenseinschätzungen durch Erzieher im Kindergarten bei den Programmteilnehmern festgestellt. Selbst nach zehn Jahren konnten positiv signifikante Trainingseffekte bei der selbstberichteten Delinquenz, hier besonders bei Eigentumsdelikten von männlichen Teilnehmern, registriert werden. Am erfolgversprechendsten wirkte das Eltern- kombiniert mit dem Kindertraining bei Kindern, die sich vor dem Training multiplen Risiken ausgesetzt sahen.

Die durchschnittlichen Effekte waren niedrig bis moderat. Mit anhaltender Dauer nahmen die positiven Effekte ab. Zu hohe Erwartungen bezüglich einer signifikanten Wirkung auf Delinquenz und Gewalt sind bei solchen universellen, kurzen Programmen nicht realistisch. Jedoch ist auch eine kleinere Anzahl von Langzeiteffekten wünschenswert, da die Kosten für langandauernde und schwerwiegende delinquente Entwicklungen die Gesellschaft in höherem Maße belasten.<sup>229</sup>

---

<sup>227</sup> Vgl. Lösel et al., 2014, S. 341 f.

<sup>228</sup> Lösel et al., 2014, S. 344

<sup>229</sup> Vgl. Ebd., S. 345

Dem Mangel der weniger langanhaltenden Wirkung des Programms EFFEKT wird durch eine Vernetzung mit anderen moderat wirksamen Präventionsprogrammen, wie etwa den Projekten „Mit-Ein-Ander in Kita und Schule“ in Brandenburg oder „Prävention als Chance“ in Niedersachsen begegnet.<sup>230</sup> Diese Programme setzen zeitlich gesehen bei älteren Kindern an und können somit die gleichen Kinder betreffen, die schon durch früher ansetzende Programme gefördert wurden.

### 4.1.5 Fazit zu den primärpräventiven Programmen

Die beiden dargestellten Programme zeigen, dass frühe ressourcenfördernde Präventionsarbeit zu einer Verhinderung von antisozialem und gewalttätigem Verhalten führen kann. Maßnahmen von längerer Laufzeit sind grundsätzlich wünschenswert, da hier größere Effekte erwartet werden können. In einer Zusammenschau der Ergebnisse aus 23 internationalen, quantitativen Übersichtsarbeiten zur Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen bei Kindern und Jugendlichen, führen die Interventionen zu einer „durchschnittlichen Verbesserung von etwa einem Drittel bei einer halben Standardabweichung eines jeden Erfolgsmaßes. Das heißt, es werden um zirka 15-25% geringere Belastungsraten gefunden, was der Wirksamkeit von Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen entspricht.“<sup>231</sup>

Bei einer kritischen Betrachtung der Programme fällt auf, dass neben den Eltern und Kindern noch weitere Ebenen, wie Lehrer und weitere Institutionen, einbezogen werden können. Bezüglich der Vernetzung der unterschiedlichen Ebenen könnten internationale Projekte, wie das Phoenix-Youth Programm aus Kanada, verbessernde Impulse liefern und als Vorbild dienen.<sup>232</sup>

Auch die Frage des praktischen Zugangs zu solchen Programmen für Jedermann darf nicht ausgeblendet werden. Nicht alle Kinder können gefördert werden. Durch beständige Information der Bevölkerung und vor allem der Eltern der sogenannten Risikokinder kann der Zugang zu solchen Programmen erleichtert werden.

---

<sup>230</sup> Vgl. Lösel et al., 2014, S. 347

<sup>231</sup> Lyssenko et al., 2010, S. 1071

<sup>232</sup> Vgl. Ungar, 2011, S. 161

Im Resilienzdiskurs wird an den primären Präventionsprogrammen kritisiert, dass sie die teilnehmenden Kinder und Eltern sowie den sozialen Kontext nicht detailliert genug auf die im Resilienzkonzept benannten Schutz- und Risikofaktoren untersuchen.<sup>233</sup> Der konkrete individuelle Bedarf eines Kindes oder einer Familie wurde im Vorhinein nicht analysiert, so dass auch im Vorhinein kein gezielter Maßnahmenplan erstellt wurde. Jedoch kann dieser Umstand solchen Programmen nicht nachteilig ausgelegt werden, erfüllen diese mit ihrem breiten Ansetzen doch eine wichtige Funktion. Frühauffällige Kinder fallen dem durchführenden Personal dieser Programme auf und können im Gespräch mit den Eltern und durch die Vermittlung an andere Stellen gezielter gefördert werden. Zudem können die Kompetenzen stärkenden Intentionen dieser Programme als die konkrete Umsetzung eines der Kerngedanken des Resilienzkonzepts verstanden werden, nämlich der Schaffung möglichst breit wirksamer Schutzfaktoren.

„Eine zentrale Frage bei der Entwicklung und dem Einsatz von Interventionsprogrammen betrifft ihre (differentielle) Wirksamkeit. Werden die Schutzfaktoren tatsächlich gestärkt?“<sup>234</sup> Diese Frage erweist sich als weiterer Kritikpunkt an den Ergebnissen der Evaluationen. Denn bei der Evaluation wird häufig nur erhoben, ob sich eine Gruppe von Kindern im Vergleich zu einer Kontrollgruppe in gewissen Merkmalen positiv entwickelt hat. Die genaue Evaluation, welche Schutzfaktoren die Bewältigung von Krisen, Stress oder sonstigen beeinträchtigenden Ereignissen erleichtern, wird nicht konzentriert genug betrachtet. Zudem bieten die universellen Präventionsprogramme trotz guter Evaluationsergebnisse keine Sicherheit, sozial abweichendes und delinquentes Verhalten zu vermeiden.

Der Blick dieser Programme darf nicht allein auf die Kinder-, Eltern- und Erzieherebene fixiert bleiben. Denn weitere „Quellen der Resilienz gibt es in den verschiedensten Bereichen, wie Familie, Nachbarschaft, Arbeitswelt oder Schule.“<sup>235</sup> Daraus kann gefolgert werden, dass Resilienzprozesse in der gesamten Lebensspanne erwartet werden können.

---

<sup>233</sup> Vgl. Daniel, 2011, S. 102

<sup>234</sup> Lyssenko et al., 2010, S. 1071

<sup>235</sup> Matt / Siewert, 2008, S. 272

In der Konsequenz müsste Resilienz nicht nur bei Kindern, sondern auch im kriminalpräventiven Umgang mit jugendlichen, heranwachsenden und erwachsenen Straftätern gefördert werden können.<sup>236</sup> Hier bestehen deutliche Parallelen zwischen Resilienzförderung und im späteren Lebensverlauf ansetzenden Präventionsprogrammen, was an dem folgenden Zitat erkennbar wird: „Die zweite Strategie der Prävention richtet sich auf bereits auffällig gewordene Personen (sekundäre und tertiäre Prävention). Es gilt entsprechende Entwicklungsbedingungen bereitzustellen: Der Abbau von Risikofaktoren ist ebenso wie die Stärkung der Schutzfaktoren zu fördern.“<sup>237</sup> Die Stärkung von Schutzfaktoren und die Entwicklung von Kompetenzen kann bereits auffälligen Personen durch die Teilnahme an tertiären Präventionsprogrammen ermöglicht werden.

### **4.2 Tertiäre Prävention**

Neben den primärpräventiven Programmen können Aspekte des Resilienzkonzepts auch im Bereich der tertiären (oder auch indizierten) Prävention festgestellt werden. „Die tertiäre Prävention betrifft die postdeliktische Verbrechensverhütung.“ „Postdeliktische Prävention zielt [...] darauf ab, Straftätern durch sachgerechte Reaktion von Staat und Gesellschaft zu helfen, künftig ein Leben in sozialer Verantwortung ohne Straftaten zu führen [...]“<sup>238</sup> Zu diesen Programmen gehören neben der Verhängung und Vollstreckung von Strafen auch Therapieangebote und Straffälligenhilfe.

Wie beschrieben, sind hohe Rückfallquoten nach der Verbüßung von Haftstrafen ein ernstzunehmendes Problem in der Betrachtung krimineller Lebensverläufe. Eine Möglichkeit, der erneuten Begehung von Gewaltdelikten entgegenzuwirken, sind Anti-Aggressionstrainings, die auf einem „lerntheoretischen und kognitiven Paradigma“<sup>239</sup> basieren.

---

<sup>236</sup> Vgl. Silkenbeumer, 2011, S. 612

<sup>237</sup> Matt / Siewert, 2008, S. 273

<sup>238</sup> Kube, 2007, S. 852

<sup>239</sup> Weidner et al., 2015

#### 4.2.1 Das Anti-Aggressionstraining

Das Anti-Aggressionstraining (AAT) dient der Vorbeugung und dem Abbau aggressiven Verhaltens und kann bei den Teilnehmern während oder nach der Verbüßung einer Haftstrafe durchgeführt werden.<sup>240</sup>

Das Training ist für Gruppen ausgerichtet und dauert fünf Monate, wobei wöchentlich eine mehrstündige Sitzung stattfindet. In diesen Sitzungen, die thematisch in unterschiedliche Phasen eingeteilt sind, lernen die Teilnehmer unter anderem die Aggressivitätsauslöser, den Umgang mit Provokationen, das eigene Selbst und Neutralisierungstechniken kennen.<sup>241</sup> Aus lerntheoretischer Sicht folgt das Anti-Aggressionstraining dem Grundsatz, sozial unerwünschtes Verhalten abzulegen und durch neu erlernbare, sozial erwünschte Verhaltensweisen zu ersetzen. Den Delinquenten mangelt es unter anderem „an persönlichen Problemlösungs-, an kritisch-logischen Denk- und an Planungsfähigkeiten.“<sup>242</sup> In der Beschreibung des Anti-Aggressionstrainings wird neben einer allgemeinen Aktivierung von Ressourcen<sup>243</sup> damit geworben, dass die Teilnehmer Fähigkeiten, wie etwa die Stärkung des Selbstkonzeptes, Selbstreflexivität, Konfliktfähigkeit und Handlungskontrolle, erwerben.<sup>244</sup>

Dies geschieht in der sogenannten Kompetenzphase, die erst in den letzten Jahren in das Kurscurriculum des AAT aufgenommen wurde.<sup>245</sup> Hier sollen die tatsächlichen Begabungen der Teilnehmer entdeckt und die genannten Kompetenzen gefördert werden. Anders als bei den primärpräventiven Programmen erfordert dieser Aufbau das genauere Kennenlernen der Probanden<sup>246</sup> und ein spezifischeres Vorgehen, denn die Persönlichkeiten und erlernten Verhaltensweisen sind entschieden gefestigter. Die Besonderheit des AAT ist, dass die Kompetenzen durch modellierte „aktive Vorgänge wie symbolische oder motorische Wiederholungen“<sup>247</sup> vermittelt werden, „um Sozialverhalten dann zu reproduzieren, wenn das Modell nicht länger anwesend ist“.<sup>248</sup>

---

<sup>240</sup> Anm.: Ferner finden sich Situationen, in denen das AAT auch zur Abwendung einer drohenden U-Haft oder im Rahmen sekundärer Prävention an Schulen durchgeführt wird.

<sup>241</sup> Vgl. Weidner, 2011, S. 85

<sup>242</sup> Schneider, 2007, S. 882

<sup>243</sup> Vgl. Zentrum für Konfrontative Pädagogik, 2015

<sup>244</sup> Vgl. Institut für Konfliktkompetenz und Opferempathie, 2009

<sup>245</sup> Vgl. Bock, 2013, S. 284

<sup>246</sup> Anm.: Das genauere Kennenlernen kann beispielsweise durch biografische Aufarbeitung geschehen. Förderlich ist hier auch der Aufbau eines persönlichen Verhältnisses zu dem Probanden.

<sup>247</sup> Weidner, 2011, S. 97

<sup>248</sup> Bandura, 1979, S. 88

#### 4.2.2 Evaluation des Anti-Aggressionstrainings

Das Anti-Aggressionstraining wird in der Öffentlichkeit als schnellwirksames Programm begriffen. Die Beliebtheit des AAT führte in den neunziger Jahren streckenweise zu einem Missbrauch, der sich beispielsweise in einer Verkürzung der Laufzeit des Programms auf nur wenige Tage niederschlug. Die Verkürzung ließ dessen Qualität und somit dessen Wirksamkeit schwinden, was allgemeine Reputationseinbußen des AAT zur Folge hatte.<sup>249</sup>

Verschiedene Evaluationen zeigten, dass die Teilnehmer vor der Durchführung des Trainings in puncto der Bewältigung von Ängsten keine Handlungsalternativen außer der Gewalt kannten. Eine Evaluation eines Hamburger AAT Programms ergab, dass den befragten Probanden vor der Teilnahme an dem Programm offenbar soziale Fähigkeiten, wie ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein oder eine realistische Selbstwahrnehmung, fehlten.<sup>250</sup>

Nach Beendigung des Programms wurden die Teilnehmer erneut befragt. Es stellte sich heraus, „dass die Teilnehmer ihr Gewaltverhalten mit ihren biographischen Erlebnissen in Zusammenhang bringen können.“<sup>251</sup> Allen Teilnehmern sind Gewalterfahrungen in der Familie und im sozialen Nahfeld gemeinsam, die als Erklärungsansatz für das eigene Handeln herangezogen und verbalisiert wurden. Offenbar führte die Teilnahme an dem AAT zu einer höheren Selbstreflektion und zu weniger Neutralisierungen der eigenen Taten. Die Befragungen ergaben, dass den Probanden nun mehrere Handlungsalternativen zum gewalttätigen Verhalten bekannt waren. Auch die subjektive Einschätzung des bei dem Opfer verursachten Schadens veränderte sich und lag höher als im Vergleich zu den Befragungen vor der Teilnahme am Training. Daraus lässt sich schließen, dass seitens der Probanden eine höhere Empathie für Opfer entwickelt wurde.<sup>252</sup> Die Evaluation des Hamburger Programms ergab ferner, dass die Teilnehmer den familiären Rückhalt im eigenen Leben nun als wesentliche Stütze wahrnahmen. Die Probanden erkannten, dass, obwohl viele der eigenen Familienmitglieder von dem gewalttätigen Verhalten enttäuscht gewesen waren, keiner der Verwandten sich von ihnen abwandte.

---

<sup>249</sup> Vgl. Weidner, 2011, S. 86

<sup>250</sup> Vgl. Bongartz, 2009, S. 13

<sup>251</sup> Ebd., S. 14

<sup>252</sup> Vgl. Bongartz, 2009, S. 14

Zusätzlich stellte sich heraus, dass die Teilnehmer bei sich „ein leicht zu erschütterndes Selbstbild, Angst oder eine vermeintliche Bedrohungssituation“<sup>253</sup> identifizieren konnten. Dadurch wurde den Probanden bewusst, dass Gewalt eine Reaktion auf die eigene Hilflosigkeit ist. Somit wurde ein Grundstein für die Entwicklung von Handlungsalternativen gelegt. Aufgrund der positiven Resonanz sollte Wert darauf gelegt werden, dass die neu entstandenen Strukturen durch weitere Maßnahmen, wie Sitzungen oder Gespräche, stabilisiert werden.

Die Programme beginnen häufig erst sehr spät nach den jeweiligen Straftaten, was sich negativ auf die Tatabaufarbeitung auswirkt. Aus diesem Grund wären raschere Umsetzungen der AAT wünschenswert.

Forschungen des Kriminologischen Forschungsinstituts (KFN) belegen, dass knapp zwei Drittel der behandelten Mehrfach-Gewalttäter nicht einschlägig rückfällig werden<sup>254</sup> und das verbliebene Drittel der Teilnehmer deliktschwächer agierte.<sup>255</sup> Das KFN resümiert, dass andere Maßnahmen, wie etwa spezielle Formen des sozialen Trainings gleich wirksam seien.<sup>256</sup> Dies bedeutet nicht, dass das AAT keine Zukunft hat, denn auch neuere Evaluationen des AAT bestätigen, dass etwa ein Drittel der teilnehmenden Personen nicht mehr einschlägig rückfällig wird. Die gewalthemmenden und selbstreflexionsfördernden Ergebnisse des AAT scheinen demnach eine positive Persönlichkeitsreifung zu begünstigen.<sup>257</sup> Als förderungswerte Ressource wird insbesondere die Empathie betont.

AAT sind nicht für jeden geeignet, denn wie bereits geschildert, kommen sie bei gewalttätigen Wiederholungstätern in Betracht. Personen, die darüber hinaus drogenabhängig bzw. suizidgefährdet sind oder schwere Traumatisierungen aufweisen, sind als Teilnehmer ungeeignet.<sup>258</sup>

Aus der Perspektive der Resilienzforschung stellt sich die Frage, wie Resilienz in einem solchen Programm verortet werden kann, da sich das AAT doch in

---

<sup>253</sup> Bongartz, 2009, S. 16

<sup>254</sup> Vgl. Weidner, 2011, S. 103

<sup>255</sup> Anm. Gewalt wurde durch diese Probanden nicht mehr in derselben Härte, wie vor der Behandlung angewendet, beispielsweise wurde lediglich mit der flachen Hand geschlagen, nicht aber etwa so heftig, dass sich die Opfer in stationäre Behandlung geben mussten.

<sup>256</sup> Vgl. Ohlenmacher et al., 2001, S. 35

<sup>257</sup> Vgl. Feuerhelm / Eggert, 2007, S. 35

<sup>258</sup> Vgl. Weidner, 2011, S. 101

erster Linie mit der Verhinderung erneuter Gewalttätigkeit und unerwünschter Verhaltensweisen beschäftigt. Dies entspricht einer am Modell der Pathogenese orientierten Programmatik. Durch eine adäquate Interpretation des Programms können diesem auch ressourcenfördernde Aspekte abgewonnen werden. Bei den Teilnehmern des AAT ist davon auszugehen, dass diese massive Benachteiligungen und erhebliche Belastungen erlebt haben. „Resilienzförderung bedeutet dann, dass diese Jugendlichen trotz hoher Belastungen entwicklungsförderliche Handlungskompetenzen entwickeln können und soziale Integration möglich wird.“<sup>259</sup> Dies betrifft nicht nur jugendliche, sondern auch heranwachsende und erwachsene Straftäter. In diesem Sinne kann auch ein AAT trotz der pathogenetischen zugrundeliegenden Vorstellung als Resilienzfördernd verstanden werden.

Anti-Aggressionstrainings sind lediglich auf individueller Ebene angesiedelt. Eine aktive Verbindung zu anderen sozialen Dimensionen<sup>260</sup> des Probanden (Freundeskreis, Familie, andere Institutionen) wird nicht hergestellt. Zwar werden bei den Abschlussveranstaltungen solcher Trainings die Familien oder Bezugspartner zu der Abschlussfeier eingeladen und nehmen in diesem Rahmen an dem Abschwören der AAT Teilnehmer von der Gewalt teil. Eine tiefgehende Vernetzung verschiedener Ebenen oder anderer sozialer Institutionen findet dagegen nicht statt. „Insgesamt scheinen langfristige Programme, die auf mehreren Ebenen ansetzen, bessere Erfolge zu erzielen als kurze Programme oder Trainings.“<sup>261</sup> Das AAT sollte somit eher als ein Baustein eines breitansetzenden Resozialisierungsprozesses im Sinne eines durch die Bewährungshilfe organisierten Übergangsmangements begriffen werden. Ein tertiäres Präventionsprogramm, welches von vorneherein auf mehreren Ebenen ansetzt, ist das Projekt „Kurve Kriegen“, das derzeit in Nordrheinwestfalen erprobt wird.

---

<sup>259</sup> Silkenbeumer, 2011, S. 612

<sup>260</sup> Vgl. Matt / Siewert, 2008, S. 273

<sup>261</sup> Lyssenko, 2010, S. 1071

### 4.2.3 Das tertiäre Präventionsprogramm Kurve Kriegen

Im Gegensatz zum Anti-Aggressionstraining legt dieses Präventionsprogramm den Fokus auf jüngere Straffällige und hat die Verhinderung folgenreicher Biografien zum Ziel. Dazu arbeiten pädagogische Fachkräfte von freien Trägern der Kinder- und Jugendhilfe mit der Polizei zusammen.

Die Familien der Teilnehmenden werden ebenfalls in das Programm integriert.<sup>262</sup> Die möglichen Teilnehmer sind Kinder und Jugendliche im Alter von acht bis 13 Jahren und werden auf Initiative der Polizei anhand von festgeschriebenen Kriterien sowie weiteren Hinweisen aus der Aktenlage recherchiert.

Ausschlaggebend für eine Auswahl als Teilnehmer sind die von den Kindern und Jugendlichen begangenen Delikte, die eine gewisse Schwere beziehungsweise Häufigkeit aufweisen müssen. Den Familien der so ausgewählten Kinder und Jugendlichen wird eine freiwillige Teilnahme an dem Projekt angeboten. Bekunden diese ihre schriftliche Einwilligung, werden diese Informationen an pädagogische Fachkräfte weitergegeben.

Diese nehmen ohne weitere Einbindung der Polizei Kontakt zu der Familie auf und klären zum einen über die Möglichkeiten des Projekts auf, zum anderen wird durch die ersten Gespräche versucht, eine Basis für die weitere Zusammenarbeit zu schaffen.<sup>263</sup> Nach der Aufhellung der aktuellen Situation, der Hintergründe des Probanden sowie dem Dialog mit der Schule oder dem Jugendamt, wird nach der Ermittlung von Informationen zu Vernachlässigung, Schulverweigerung, Gewalt- oder Suchtproblemen eine Gefährdeprognose erstellt. Anhand dieser entscheidet sich, ob ein Proband tatsächlich in das Programm aufgenommen wird, oder ob der Teilnehmer zunächst auf eine Beobachtungsliste gesetzt wird.

Den Standort Hagen betreffend wurde bei den meisten durch die Polizei recherchierten möglichen Probanden ein pädagogischer Interventionsbedarf erkannt.<sup>264</sup> Die Interventionen können dabei den Wünschen des Probanden oder

---

<sup>262</sup> Vgl. Steffen, 2015, S. 114

<sup>263</sup> Vgl. Grohmann, 2012, S. 437

<sup>264</sup> Vgl. Ebd., S. 437

seiner Familie entsprechen.<sup>265</sup> In jedem Fall werden problematische Verhaltensweisen oder Einstellungen des Probanden im Hinblick auf eine Verhaltensänderung von den pädagogischen Fachkräften thematisiert.

In Fallkonferenzen, die alle Parteien mit einbeziehen, werden Angebote und Maßnahmen abgesprochen, die dem Teilnehmer offeriert werden können. Die Angebote reichen von Nachhilfe, Coolnesstrainings, Anti-Gewalt-Trainings bis hin zu systemischen Maßnahmen für die ganze Familie.<sup>266</sup> Weitere mögliche Maßnahmen sind Sozialkompetenztrainings, verschiedene soziale Trainingsprogramme, therapeutische Maßnahmen, tiergestützte Pädagogik oder kriminalpräventive Einzel- bzw. Familienbetreuung.

Das Programm Kurve Kriegen wirbt damit, dass Handlungskompetenz und Selbstwert der Probanden sowie die Erziehungskompetenz der Eltern durch die Maßnahmen gestärkt werden sollen.<sup>267</sup> Die Anbieter dieser Maßnahmen stehen in Kontakt mit den pädagogischen Fachkräften und berichten über erreichte Ziele. Nach dem Abschluss einer Maßnahme wird gemeinsam mit der Familie erneut besprochen, welche Lernschritte als nächstes unternommen werden sollten. Fällt eine Prognose nach dem Abschluss einer Maßnahme überwiegend positiv aus, kann die Teilnahme an dem Projekt beendet werden.<sup>268</sup> Die Mindestlaufzeit des Programms beträgt ein Jahr, wobei halbjährlich überprüft wird, ob die angebotenen Unterstützungen weiterhin notwendig sind. Eine Besonderheit des Programms kommt bei erneuter Delinquenz des Teilnehmers zu Tage. Durch die bekannten Ansprechpartner auf Seiten der Polizei und der Sozialpädagogen kann eine schnelle Reaktion, etwa der Beginn einer weiteren Maßnahme, auf dem Fuße folgen. Denn gerade „bei Teilnehmern und Familien, die zwar einer Teilnahme zugestimmt haben, aber von starken Ambivalenzen bestimmt sind und eine problematische Entwicklung nicht wahrhaben wollen, kann die Konfrontation mit erneuter Delinquenz die Bereitschaft erhöhen, an Maßnahmen teilzunehmen.“<sup>269</sup>

„Das Angebot, einen konkreten und dauerhaften Ansprechpartner zu erhalten,

---

<sup>265</sup> Anm: Das Erlernen einer langersehten Sportart wäre hier denkbar. Jedoch müssen die geschaffenen Möglichkeiten eine Wirksamkeit im Sinne des Projektes „Kurve kriegen“ erwarten lassen.

<sup>266</sup> Vgl. Grohmann, 2012, S. 437

<sup>267</sup> Vgl. Die Brücke Dortmund, abgerufen am: 03.01.2016

<sup>268</sup> Vgl. Grohmann, 2012, S. 437

<sup>269</sup> Ebd., S. 438

wird positiv aufgenommen.“<sup>270</sup> So stimmten in Hagen von 57 angefragten Familien 42 Familien einer Teilnahme an dem Projekt zu. Für eindeutige Aussagen zur Wirksamkeit des Projektes ist es noch zu früh. Eine für das Jahr 2015 angekündigte Evaluation des Projektes durch die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel ist öffentlich bislang noch nicht zugänglich. Derzeit wird das Projekt in acht Modellregionen durchgeführt. Die Ausweitung des Programms auf weitere Polizeibehörden ist für das Jahr 2016 geplant.

Die Ansätze des Projekts klingen vielsprechend. Gut durchdacht erscheinen der frühe, zielgerichtete Einsatz und die Planung der im Einzelfall richtigen Präventionsmaßnahmen. Auch der Ebenen übergreifende Ansatz ist positiv zu bewerten. Kritisch ist anzumerken, dass die Auswahl der Teilnehmer durch die Polizei erfolgt und diese darum zunächst nach eigener Definitionsmacht erkennen will, wo Interventionen notwendig sind. Die dargestellten Studien von Stelly und Thomas zeigten, dass auch die Karrieren der frühen Starter plötzlich und ohne weitere Interventionen enden können. Insofern bleibt die Frage nach der Präzision der polizeilichen Einschätzung zu Beginn des Programms fragwürdig. Dennoch erkennen die Pädagogen im Projekt Kurve Kriegen bei den meisten Vorschlägen der Polizei einen Handlungsbedarf. Der fürsorgliche Umgang mit der polizeilichen Einschätzung durch die eigenständige Bewertung der pädagogischen Fachkräfte reduziert das Risiko einer vom Verfolgungswillen getragenen Selektion der Probanden. Auch der scharfe Ausschluss der Polizei aus dem weiteren Programmverlauf und die Übernahme des Teilnehmers und seiner Familie durch die zuständigen Pädagogen reduziert die Präsenz staatlicher Verfolgungsbehörden in der weiteren Entwicklung des Teilnehmers.

#### 4.2.4 Fazit zu den tertiären Präventionsprogrammen

Sowohl das AAT als auch das Programm Kurve Kriegen sind keine ausdrücklichen Programme zur Resilienzförderung der Teilnehmer. Bei der Analyse der Programme fallen eher vereinzelt Strukturmerkmale des Resilienzkonzepts auf. Dies verwundert nicht, denn im „Praxisfeld der Jugenddelinquenz

---

<sup>270</sup> Grohmann, 2012, S. 437

überwiegt der Fokus auf vorhandene Defizite der Jugendlichen und Problemspiralen.“<sup>271</sup> Doch gerade weil hier eine eher pathogenetische Sichtweise besteht, scheint „die weitere Auseinandersetzung mit ressourcenaktivierenden Ansätzen und Implikationen der Resilienzforschung vielversprechend.“<sup>272</sup> Aus der Perspektive der Resilienzforschung zeigen sich in den angeführten Programmen Gemeinsamkeiten. Beide Programme verfolgen das Ziel, die Teilnehmer zu fördern. Dabei geht es vor allem um den Zugewinn von sozialen Kompetenzen, was in der Regel der Förderung der aus der Resilienzforschung bekannten variablen Schutzfaktoren entspricht. Dieser ressourcenfördernde Ansatz scheint in dem Projekt Kurve Kriegen manifestierter als in dem AAT und lässt sich schon bei der Sichtung der Programmbeschreibungen feststellen. Auch in dem Ebenen übergreifenden Ansatz scheint das Programm Kurve Kriegen eher den von der Resilienzforschung erstellten Empfehlungen nachzukommen und deshalb zukunftsweisender.

Im Vergleich von primären mit tertiären Programmen wird deutlich, dass die höheren Anteile resilienzfördernder Strukturen in den primären Präventionsprogrammen verortet werden können. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Resilienzförderung für den Bereich der tertiären Prävention unbedeutend wäre. Denn nach einem weiten Verständnis von Resilienz kann auch das Ablegen negativer Verhaltensweisen, trotz des Vorhandenseins vieler Belastungen, wie es bei einem AAT-Teilnehmer zu vermuten ist, als positive Anpassungsleistung anerkannt werden. Weiterhin sind auch Teilnehmer von tertiären Programmen, was einen Kompetenzzugewinn betrifft, alles andere als verloren. Die Förderung von Kompetenzen, wie ein positives Selbstkonzept, ist im Sinne einer nachträglichen Behebung mangelhafter Sozialisation von dringender Notwendigkeit und dürfte auch in Zukunft eine wichtige Hauptaufgabe solcher Programme sein.

---

<sup>271</sup> Silkenbeumer, 2011, S. 611

<sup>272</sup> Ebd., S. 612

## **5 Résumé**

Die ausgewählten kriminologischen Theorien und Präventionsprogramme lassen insgesamt nur mäßige Schnittmengen zum Resilienzkonzept erkennen. Es fehlt an einer klaren Definition des Resilienzphänomens, welche eindeutige Schlüsse auf mögliche Anwendungsgebiete der Kriminologie zuließe. Eine mögliche Lösung für diesen Mangel wäre die Aufstellung einer aus kriminologischer Sicht angepassten Definition von Resilienz. Gegen die Anpassung einer Definition von Resilienz sprechen jedoch zwei Argumente. Zum einen würde dies die Debatten der originären Resilienzforschung weiter verkomplizieren, denn es besteht bereits eine unübersichtliche Vielzahl von Definitionen von Resilienz aus den unterschiedlichsten Forschungsrichtungen. Zum anderen bestehen verschiedene Probleme, die Konstrukte Resilienz und Kriminalität miteinander in Bezug zu setzen, die im Folgenden näher erläutert werden.

### **5.1 Probleme bei der Herstellung von Bezügen**

#### **5.1.1 Inhaltliche Probleme**

Inhaltlich beschäftigt sich die Resilienzforschung in erster Linie mit Kindern und deren Anpassungsleistungen. Zwar fallen im Zusammenhang mit der Resilienzforschung gut durchdachte Langzeitstudien auf, die auch das spätere Verhalten und Befinden als Erwachsener untersuchen, jedoch liegt der Schwerpunkt der Forschung darin, frühe Indikatoren für ein (positives) Gelingen von Entwicklung zu erkennen und weniger auf Faktoren, die sich mit dem Abbruch von kriminellen Karrieren beschäftigen. Grundsätzlich stellen die Erkenntnisse über solche frühen Indikatoren ein durchaus brauchbares Wissen für die Kriminologie dar, jedoch werden Zusammenhänge, wie sich nicht-resiliente Personen zu resilienten Personen verändern, kaum erläutert. Gerade diese Prozesse bzw. Übergänge wären für die Kriminologie bedeutsam, denn hierdurch könnte die Frage erläutert werden, welche Schutzfaktoren bei Straftätern dazu führen, kriminelle Karrieren abubrechen und dem Anreiz krimineller Handlungen zu widerstehen.

Ein weiteres inhaltliches Problem ergibt sich aus der Tatsache, dass Resilienzforschung selten spezifisch auf kriminelles Verhalten bzw. deviantes Verhalten bezogen ist. Straffälligkeit ist nur eine von vielen möglichen Fehlentwicklungen. Die Resilienzdebatten ziehen sich entlang unterschiedlichster Kontexte wie der Drogensucht oder psychischer Krankheiten, Verhaltensstörungen oder Dissozialität. Der Schwerpunkt liegt hier eher im Bereich des (psychischen) Gesundheitswesens, wo Kriminalität eher eine Randscheinung darstellt. Kriminalität ist daher als ein wenig bedeutsamer Aspekt der Resilienzforschung zu werten.

Auch aus Sicht der kriminologischen Forschung wurde das Thema Resilienz kaum explizit aufgegriffen, was bei einem cursorischen Blick über die Veranstaltungsinhalte der letzten durchgeführten Präventionstage deutlich wird.<sup>273</sup> Zwar werden die mit dem Resilienzkonzept verwandten Begriffe, wie Schutzkonzept, Entwicklungsförderung und Gelingungsbedingungen vereinzelt in den Titeln diverser Fachvorträge genutzt. Der Resilienzbegriff tritt gegenüber den zuvor genannten Begrifflichkeiten jedoch deutlich in den Hintergrund. Auch der weitere Blick über aktuelle, deutsche kriminologische Veröffentlichungen zeigt, dass der Resilienzbegriff kaum Verwendung findet.<sup>274</sup>

### 5.1.2 Methodische Probleme

Methodisch schließt sich in dieser Hinsicht an, dass psychische Krankheiten, wie Depressionen oder Verhaltensstörungen, wie ADHS, als Folgen negativer Entwicklung einfacher zu diagnostizieren sind als das sperrige Konstrukt der Kriminalität. Mehr noch als bei anderen Konstrukten muss bei der Kriminalität die Frage gestellt werden, wie Kriminalität als negative Anpassungsleistung sinnvoll operationalisiert werden kann. Wählte man beispielsweise die Eintragungen im Bundeszentralregister als entscheidende Größe ist fraglich, ab wie vielen Eintragungen eine negative Form der Lebensbewältigung angenommen

---

<sup>273</sup> Anm.: Auf der Website des Deutschen Präventionstags: <http://www.praeventionstag.de> lassen sich Vortragstitel sowie Posterpräsentationen recherchieren. Auf den Postern erfolgten Nennungen des Resilienzbegriffs im Jahr 2015 und 2014, wobei sich die Posterpräsentation aus dem 2014 mit der Resilienz städtischer Infrastruktur beschäftigt. Die letzte Nennung des Resilienzbegriffs in einem Vortragstitel kann auf das Jahr 2011 datiert werden. „Resilienz und Opferwerdung im Kindes- und Jugendalter“, Autorin ist Dr. Melanie Wegel von der ZHAW Zürich.

<sup>274</sup> Anm.: Dies stellt eine persönliche Erfahrung des Verfassers dar. Wenige aktuelle Ausnahmen sind beispielsweise die Nennung des Resilienzbegriffs auf KrimLex.de durch Sybille Fritz-Janssen und ein Aufsatz zu dem Thema Urbaner Resilienz von Tim Lukas aus dem Jahr 2014.

werden kann. Darüber hinaus beginnt die öffentliche und institutionelle Wahrnehmung von Kriminalität sehr spät. Beispielsweise wird ein Faustschlag eines Kindes gegen ein anderes Kind meist nicht als Körperverletzung angezeigt. Hier scheint es tatsächlich praktikabler mit dem Begriff des dissozialen Verhaltens zu arbeiten, denn dieses wird im Lebensverlauf weitaus früher wahrgenommen und auch als solches benannt.

### 5.1.3 Problem der Perspektivengebundenheit

Ein weiteres Problem ergibt sich durch einen Wechsel der Perspektive. Dies betrifft beispielsweise Kinder, die aus problematischen Milieus stammen und mehreren erheblichen Risikofaktoren, wie etwa drückender Armut, schwerer Bandenkriminalität in der Nachbarschaft, krimineller Eltern oder einem gewalttätigen Erziehungsstil ausgesetzt sind. Für solche Kinder kann jeder Tag, an dem sie den Mut haben, hinaus auf die Straße zu gehen und sich dort notfalls auch mit Gewalt gegen Andere zu behaupten, eine immense Bewältigungsleistung darstellen. Aus der Perspektive des eindeutig auf einem westlichen Wertekanon aufgebauten Resilienzkonzepts stellt dies normativ eine Fehlbewältigung, also einen falschen Umgang mit einer Krise dar. Aus der Perspektive des Kindes ist es jedoch die einzige Möglichkeit gegen die bestehenden Mängel anzukämpfen. „Für ein Kind und seine Umgebung mag deswegen seine Überlebensstrategie innerhalb eines Kontextes absolut sinnvoll sein, aber gleichzeitig völlig unverständlich für jemand, der sie außerhalb dieses Kontextes beurteilt.“<sup>275</sup> Für Kriminalität und Resilienzkonzept ergibt sich aus diesem Perspektivwechsel ein gemeinsames Problem. Beide Konstrukte müssen immer im individuellen und kulturellen Kontext interpretiert und diagnostiziert werden.

## **5.2 Überschneidungen und Bezüge**

Die Resilienzforschung befasst sich mit dem Phänomen der unerwarteten positiven Anpassung, während sich die Kriminologie den unterschiedlichen Aspekten von Verbrechen und Delinquenz als negativ normiertes Verhalten widmet. Beide Forschungsrichtungen scheinen konträr ausgerichtet. In einigen

---

<sup>275</sup> Ungar, 2011, S. 135 f.

Aspekten weist die Resilienzforschung dennoch Bezüge zur Kriminologie auf. Diese bestehen auf der Theorieebene und auf der Ebene der Prävention.

### 5.2.1 Überschneidungen auf theoretischer Ebene

Bei der Betrachtung der theoretischen Ebene, wie etwa der Arbeiten von Stelly und Thomas oder der Studien Farringtons, fallen in den kriminologischen Untersuchungen Risiko- und Schutzfaktoren auf, deren Bedeutung durch die Resilienzforschung untersucht und begründet wurde. So fiel bei Farringtons Untersuchungen zu den Ursachen von Jugendkriminalität der Risikofaktor „Verurteilung der Eltern“ deutlich ins Gewicht. Dieser Faktor wird auch von der Resilienzforschung betont.

Doch nicht nur bei den bedeutsamen Risikofaktoren können Bezüge zwischen den Disziplinen festgestellt werden. Auch die Schutzfaktoren können in den Untersuchungen der Entwicklungskriminologie, welche die kriminellen Karrieren über die Lebensspanne hinweg untersucht, als regelmäßig auftretende Größen festgestellt werden. Insbesondere sind hier die für schützend gehaltenen Faktoren wie eine früh aufgebaute positive Bindung und eine prosozial eingestellte Peergroup von Bedeutung. Interessant sind auch die konsistenten Ergebnisse zu den variablen Faktoren der allgemeinen Handlungskompetenz und des positiven Selbstkonzepts, die im Zusammenhang mit dem Abbruch von kriminellen Karrieren genannt werden.

Den Forschungen der Entwicklungskriminologie zu Folge ergeben sich immer wieder Wendepunkte in der kriminellen Karriere (positive Einbindung in den Familien und Arbeitsalltag). Diese Wendepunkte können mithilfe positiver Erfahrungen, durch den Erhalt von sozialer Kompetenzen und durch die Neuentstehung starker sozialer Bindungen gemeistert werden. Insofern ist die Schlussfolgerung, dass der Abbruch krimineller Karrieren durch das entsprechende Training des Straftäters und immer wieder neuvergebener Chancen beschleunigt werden kann, naheliegend.

Vereinzelt gibt es kriminologische Studien mit einem direkten Bezug zur Resilienz. Die aktuelle Studie von Caroly Smith ist eine dieser Ausnahmen und untersucht gezielt die Bedeutung des Faktors der positiven Bildungserfahrung im Kontext erlittener Misshandlungen und späterer Delinquenz. Trotz des eher

schwachen Einflusses positiver Bildungserfahrung auf ein späteres nichtkriminelles Verhalten sind solche Arbeiten als ein positives Zeichen für ein sich mit der Kriminologie überschneidendes Resilienzkonzept zu werten. Der von der Resilienzforschung herausgestellte Risikofaktor der ungünstigen Erziehungspraktiken (im Sinne erlittener Misshandlungen) kann nach der Studie Smiths als signifikante Einflussgröße auf spätere Delinquenz gewertet werden. Die Studie zeigt im Resultat also vor allem eines: Resilienzforschung ist im praktischen Sinne durchaus dazu fähig, spezifische Faktoren im Zusammenhang mit späterer Kriminalität zu untersuchen.

Insgesamt fallen aus Resilienzforschung und Kriminologie übereinstimmende Ergebnisse zu einzelnen Faktoren auf. Dies ist ein nicht zu unterschätzender Aspekt, stützen und bestätigen sich die beiden Disziplinen in den Ergebnissen doch gegenseitig und sorgen somit für eine Konsistenz in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von entwicklungsfördernden wie entwicklungshemmenden Faktoren. Gerade die Resilienzforschung nimmt in diesem Verhältnis zur Kriminologie eine historisch wertvollere Position ein, da sie zunächst die Existenz dieser Faktoren, dann die Zusammenhänge und anschließend auch die Bedeutung der Faktoren erkannte und herausstellte.

Matt befürwortet die kriminologische Auseinandersetzung mit dem Resilienzphänomen im Zusammenhang mit den lebenslauftheoretischen Forschungen und begründet dies mit der hohen „Realitätsnähe“<sup>276</sup> des Resilienzkonzepts und spielt damit wohl auf die praktischen, das heißt konkret umsetzbaren Erkenntnisse der Resilienzforschung an. Diese praktisch umsetzbaren Erkenntnisse finden sich auf der Ebene der Prävention wieder.

### 5.2.2 Überschneidungen auf der Ebene der Prävention

In den dargestellten Präventionsprogrammen wurde der starke Einfluss der Resilienzforschung vor allen Dingen bei den primären (universellen) Präventionsprogrammen deutlich. Hier finden sich die von der Resilienzforschung herausgestellten und förderungswürdigen Kompetenzen mit Regelmäßigkeit wieder. In den Frühförderungsprogrammen Papilio und EFFEKT werden Kompetenzen, wie etwa die Konfliktlösefähigkeit, gestärkt. Dies verbessert

---

<sup>276</sup> Matt / Siewert, 2008, S. 274

das prosoziale Verhalten und soll im Resultat zu weniger delinquenten Verhalten führen. Vorteil an diesen Programmen ist, dass sie allen Kindern vermittelt werden können. Dies bedeutet, dass sowohl potentielle Opfer als auch potentielle Delinquente durch diese Programme erreicht werden.

Auch auf der indizierten Präventionsebene, also auf der Ebene bereits straffällig gewordener Täter, gibt es Programme, die Erkenntnisse der Resilienzforschung zur Vermeidung weiteren delinquenten oder gewalttätigen Verhaltensweisen nutzen. Im Anti-Aggressionstraining scheinen die von der Resilienzforschung beschriebenen Ressourcen zwar kein programmatischer Schwerpunkt zu sein, dennoch sind sie ein Bestandteil des Programms.<sup>277</sup> Besonders die Erweiterung der Programme um eine Kompetenzphase bzw. um das Attraktivitätstraining<sup>278</sup> lassen Bezüge zu dem Resilienzkonzept erkennen. Die Programme machen deutlich, dass Empathie, die Stärkung von Selbstkonzept, Selbstreflexivität, Konfliktfähigkeit und Handlungskontrolle, also die von der Resilienzforschung herausgestellten protektiven Faktoren, praktisch vermittelt- und förderbar sind. Ähnliche Überschneidungen von Resilienzforschung und Kriminalprävention ergeben sich auch bei der Betrachtung des Programms Kurve Kriegen aus Nordrhein-Westfalen, deren Evaluation jedoch noch aussteht. Besonders hervorzuheben ist an diesem Programm, dass gleich mehrere Ebenen, wie Familie, Sozialpädagogen und andere Institutionen, beteiligt werden. Hier wird nicht nur der einzelne Proband gefördert, sondern auch sein Umfeld aktiviert, was dem Probanden in der Folge als stützende Ressource zur Verfügung steht.

Bezogen auf die frühe Präventionsebene sowie die Ebene Gewaltprävention, dürften neben den festgestellten Überschneidungen weitere Impulse aus der Resilienzforschung zu erwarten sein. Denn diesbezüglich stellt Zander fest:

---

<sup>277</sup> Anm: In erster Linie geht es um die Konfrontation mit dem Gewaltdelikt.

<sup>278</sup> Anm: Diese Phase wird Attraktivitäts-Training genannt. Ziel dieser Phase ist die Kompetenzerweiterung und die Förderung vergrabener Begabungen. Vgl. Heilemann / Fischwasser von Proeck, 2010, S. 262 f.

*„Seit neuerem bezieht man sich – insbesondere in der sozialpädagogischen Suche nach angemessenen Handlungskonzepten – zunehmend auch auf die Resilienzforschung und daraus abgeleitete Präventions- und Interventionskonzepte.“<sup>279</sup>*

Dieser Trend dürfte angesichts der Erfolge von Programmen, wie beispielweise EFFEKT oder Papilio weiter andauern. Grundsätzlich sollte jedoch beachtet werden, dass ein „Wildwuchs an (...) Frühinterventionsprogrammen“<sup>280</sup> vermieden werden sollte. Denn an dieser Stelle bedarf es zum einen einer ordentlichen und zielführenden Koordination, die den Bürger nicht überfrachtet und ein übersichtliches Angebot von wirksamen Präventionsprogrammen zur Verfügung stellt. Zum anderen bedarf es der entsprechenden Bezahlung von pädagogischen Fachkräften sowie deren Weiterbildung und der Förderung von Motivation, sich neukonzipierten Programmen zu öffnen.

Die Innovationen der Resilienzforschung sind im Hinblick auf einen komplementären Beitrag zur Kriminalprävention insgesamt mit gedämpfter Erwartungshaltung zu betrachten. Denn die sozialpsychologischen Resilienzdebatten zeugen von einer gewissen Not, sich gegen alternative, ressourcenfördernde Konzepte der Psychotherapie, der sozialen Arbeit oder der Psychologie zu behaupten.<sup>281</sup> Ferner bedient sich die Resilienzforschung bei der Vermittlung der ausgemachten protektiven Resilienzfaktoren spezifischerer Konstrukte, wie der Stressbewältigung (Coping), der Kontrollüberzeugung oder der Selbstwirksamkeitserwartung. Angesichts der Fülle dieser Konstruktübernahmen muss die Frage nach der Eigenständigkeit des Resilienzkonzepts erlaubt sein.

Bei der Auswahl der in dieser Arbeit dargestellten Studien, Phänomenbereiche und Präventionsprogramme handelt sich um eine subjektive Wahl von Studien, die aufgrund von angestellten Vorüberlegungen und Recherchen bereits natürliche Überschneidungen mit der Resilienzthematik aufweisen. Insofern

---

<sup>279</sup> Zander, 2010, S. 21

<sup>280</sup> Hahlweg / Saum-Aldehoff, 2010, S. 55

<sup>281</sup> Vgl. Wieland, 2011, S. 180

sind die Ausführungen nicht repräsentativ.

In der Kriminologie existieren zahlreiche Theoreme und andere Forschungsbereiche, die keinerlei Schnittmengen zur Resilienzthematik aufweisen.<sup>282</sup>

Zudem wirken die bei den Präventionsprogrammen ermittelten Schnittmengen, etwa bei der Betrachtung des Fazits zum Anti-Aggressionstraining und seinen Bezügen zur Resilienz, recht holzschnittartig. Dies liegt an der Tatsache, dass die Resilienzforschung eine sehr hohe Anzahl von Faktoren, Kompetenzen und Ressourcen untersucht und einige dieser Kompetenzen als kleinster gemeinsamer Nenner in vielen Präventionsprogrammen aufgefunden werden können. Es ergibt sich dadurch der Eindruck, dass die Schutz- und Risikofaktoren der Resilienzforschung durch eine aufgesetzte ‚Resilienzbrille‘ in jedem fördernden Programm erkannt werden können, wenn es nur gewollt ist. Der Grundgedanke der Resilienzförderung spiegelt sich in diesen Programmen jedoch selten wieder.

Aufgrund der geringen festgestellten Schnittmengen ist das Resilienzkonzept daher noch als ein unbedeutendes Gebiet kriminologischer Forschung zu bewerten. Eine Steigerung der Überschneidungen ist aufgrund der ausgemachten Probleme auch in der Zukunft eher nicht zu erwarten.

Zwar werden in den kriminologischen Theorien ausführliche Diskussionen zu den von der Resilienzforschung herausgestellten Schutz und Risikofaktoren geführt. Doch diese werden weder im Rahmen der kriminologischen Studien mit der Resilienzforschung in Verbindung gebracht, noch im Hinblick auf das Resilienzphänomen diskutiert. Dennoch können leichte Bezüge ausgemacht werden, die jedoch nur durch weitere Forschung verfestigt werden können.

---

<sup>282</sup> Anm.: Jedoch sind gleichwohl weitere Bereiche, wie zum Beispiel die Viktimologie, noch nicht beleuchtet worden. Die Frühförderungsprogramme deuten es jedoch an. Auch spätere potentielle Opfer werden durch diese Programme erreicht und gefördert, so dass auch sie Kompetenzen erhalten, die sie im Hinblick auf eine spätere Nicht-Opferwerdung begünstigen.

### **5.3 Ausblick**

Trotz der vielfältigen Hindernisse, die einer klaren Bezugnahme zwischen Resilienzkonzept und Kriminologie entgegenstehen, ist die grundeigene Entdeckung, dass sich eine Gruppe von Individuen angesichts mehrerer Risikofaktoren im Verhältnis zu anderen Gruppen regelmäßig positiv entwickeln, ein interessanter Blickwinkel, dem sich die kriminologische Forschung in mehrfacher Hinsicht nicht verschließen darf.

Aus kriminologischer Sicht ist wenig über das Phänomen eines erwartungswidrigen Delinquenzverlaufs bekannt. Woran liegt es aber, dass negativ prognostizierte Karrieren wider der Erwartung positiv verlaufen? Der Ausstieg aus kriminellen Karrieren wird nach bisherigen entwicklungskriminologischen Erkenntnissen mit dem Ergreifen eines Berufs oder mit der Gründung einer Familie verbunden. Interessant wäre an dieser Stelle die Frage danach, welche Schutz- oder Resilienzfaktoren (Kompetenzen) in der individuellen Entwicklung erworben wurden, so dass die Aufnahme einer Arbeit oder ein harmonisches Familienleben überhaupt erst möglich wurde. Aus diesem Ansatz ergibt sich eine Chance, dass die Resilienzforschung die Kriminologie um wertvolle Erkenntnisse erweitern könnte.

Der Blickwinkel, dass bestimmte Schutzfaktorenkonstellationen Ausstiege aus kriminellen Karrieren ermöglichen können, führt zu der Betrachtung spezieller Deliktsbereiche und deren spezifischer Tätertypologie. Als veranschaulichendes Beispiel können hier Aussteigerprogramme für Rechtsextremisten angeführt werden. Auch hier wären die Umstände interessant, die einen Rechtsextremen dazu bewegen, an einem Aussteigerprogramm teilzunehmen, ebenso wie Personen, die es aus eigener Motivation heraus schaffen, aus der rechtsextremen Szene auszusteigen oder trotz vorhandener guter Kontakte zu Personen der Szene, Abstand von dieser nehmen. Diese Gruppe von Personen könnte aufgrund des erwartungswidrigen positiven Verhaltens als resilient begriffen werden. Die Erhebung soziodemografischer, biologischer und psychologischer Daten dieser verschiedenen Personengruppen könnten zur Verbesserung der bestehenden Aussteigerprogramme führen und Erkenntnisse zu den Ursachen für die Entstehung von Rechtsextremismus beisteuern.

Die Impulse aus dem Präventionsbereich könnten im Angesicht der Flüchtlingskrise zur etwaigen Verbesserung von Integrationsprogrammen beitragen. Denn bei der Integration von Flüchtlingen sind nicht nur finanzielle Hilfen, sondern auch die Vermittlung von Kompetenzen und das Fördern von Ressourcen von Nöten. Aus der Resilienzperspektive wären jene Flüchtlinge interessant, die sich bereits integrieren konnten. Auch hier würden in der Konsequenz Erkenntnisse gewonnen werden, die zur Beschleunigung oder einfacheren Integration beitragen könnten. Durch passgenaue Präventionsprogramme könnte späteren Problemen, wie durch Fehlanpassungen bedingte Kriminalität oder Subkulturbildung, zu einem frühen Zeitpunkt entgegen getreten werden. Dieser Sichtweisenwechsel ließe sich auf andere Betätigungsfelder kriminologischer Forschung übertragen, etwa auf die Rauschgiftkriminalität (Welche Personen kamen aus welchen Gründen von der Sucht los? Wer ist aus welchen Gründen nicht auf das Angebot des Erstkonsums eingegangen?) oder auf die aktuelle Debatte über Radikalisierung islamischer Jugendlicher (Wer ist aus welchem Grund unempfänglich gegenüber den Angeboten und Versprechungen von Hasspredigern? Wer ist zunächst auf ein solches Angebot eingegangen und hat sich dennoch rechtzeitig abwenden können?).

Wie vorliegend dargestellt schafft das Resilienzkonzept neue Blickwinkel, die auch in der Kriminologie zu der Betrachtung von bislang weniger erforschten Kontrastgruppen führen können. Auch hierin liegt neben der historisch wertvollen Herausstellung bedeutender Schutz- und Risikofaktoren eine wichtige Funktion des Resilienzkonzepts.

Vor einer umfangreicheren Übernahme des Resilienzkonstrukts in die Kriminologie bedarf es eines Innehaltens. Möglicherweise führen die vielversprechenden neurobiologischen Forschungen zum Resilienzphänomen, wie sie derzeit an der Universität zu Mainz und weltweit durchgeführt werden, zu belastbareren Ansätzen, die ein stabileres Resilienzkonstrukt begründen. Möglicherweise ist Resilienz in gewissen Kontexten neurobiologisch messbar. Von einem so entwickelten belastbareren Resilienzkonstrukt könnte die kriminologische Forschung in einem höheren Maße profitieren, als es heute der Fall ist.

## Literaturverzeichnis

- Baier, Dirk et al. Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt - Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN, Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. (KFN), Hannover 2009
- Bandura, Albert Aggression. Eine sozial-lerntheoretische Analyse, Klett Cotta, Stuttgart 1979
- Bengel, Jürgen et al. Schutzfaktoren bei Kindern und Jugendlichen, Stand der Forschung zu psychosozialen Schutzfaktoren für Gesundheit, Bd. 35, Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln 2009
- Bock, Michael Kriminologie, 4. Aufl., Vahlen Jura, München 2013
- Boers, Klaus Die kriminologische Verlaufsforschung, in: Internationales Handbuch der Kriminologie, Hans-Joachim Schneider (Hrsg.), Bd. 2, De Gruyter, Berlin 2009, S. 577-616
- Bongartz, Bärbel Wissenschaftliche Begleitung eines Antige-  
walt- und Kompetenztrainings für erwachsene  
Männer, 2009, <http://www.konfrontative-paedagogik.de/forschung>,  
abgerufen am: 29.12.2015
- Bowlby, John Mutterliebe und kindliche Entwicklung, Rein-  
hardt Verlag, München 1972
- Boyden, Jo /  
Mann, Gillian Children's risk, resilience, and coping in ex-  
treme Situations, in: Handbook for working  
with children and youth: Pathways to resili-  
ence across cultures and contexts, Michael  
Ungar (Hrsg.), Thousand Oaks: CA Sage Pub-  
lications, London 2005, S. 3-25
- Bundesministerium des  
Inneren u. Bundesministerium  
der Justiz Polizeiliche Kriminalstatistik, Berlin 2014,  
[http://www.bka.de/DE/Publikationen/Polizei-  
licheKriminalstatistik/pks\\_\\_node.html?-  
\\_\\_nnn=true](http://www.bka.de/DE/Publikationen/PolizeilicheKriminalstatistik/pks__node.html?__nnn=true) , abgerufen am: 07.11.2015
- Bundesministerium des  
Inneren u. Bundesministerium  
der Justiz Erster periodischer Sicherheitsbericht, 2001

## Literaturverzeichnis

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) 14. Kinder- und Jugendbericht, Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder und Jugendhilfe in Deutschland, Drucksache 17/12200, 1. Aufl., Rostock/Köln 30.01.2013
- Burghard, Waldemar et al. Kriminalistik-Lexikon, 3. Aufl., Kriminalistik-Verlag, Heidelberg 1996
- Butcher, James et al. Klinische Psychologie, 13. Aufl., München 2009
- Cressey, Donald Statistische Verteilung und individuelles Verhalten: Eine Abhandlung zur Kriminologie, in: Kriminalsoziologie, Fritz Sack / René König (Hrsg.), Akademische Verlagsgesellschaft, Frankfurt 1968, S. 400-428
- Daniel, Brigid et al. Wie lässt sich das Resilienzkonzept bei gefährdeten Kindern einsetzen? in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 102-132
- Deutsches Forum für Kriminalprävention (DFK) Entwicklungskatalog und Gewaltprävention für junge Menschen, Qualitätskriterienkatalog, Bonn 16.04.2013, <http://www.kriminalpraevention.de>, abgerufen am: 16.12.2015
- Deutsches Resilienz-Zentrum Europaweit erstes Zentrum zur Resilienzforschung entsteht in Mainz, 31.07.2014, <http://www.uni-mainz.-de/presse/61511.php>, abgerufen am 01.10.2015
- Die Brücke Dortmund Was ist „Kurve kriegen“?, <http://www.diebruecke-dortmund.de/projekte/kurve-kriegen.html>, abgerufen am 03.01.2016
- Elliot, Delbert Youth Violence: an overview, Boulder, Colorado 1994
- Endrass, Jerome / Rosegger, Astrid Interventionen bei Gewalt- und Sexualstraftätern, Risk-Management, Methoden und Konzepte der forensischen Therapie, 1. Aufl., Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Braunschweig 2012
- Endreß, Martin / Maurer, Andrea Resilienz im Sozialen, Theoretische und Empirische Analysen, Springer Verlag, Wiesbaden 2015

## Literaturverzeichnis

- Endreß, Martin /  
Rampp, Benjamin
- Resilienz als Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse – Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie, in: Resilienz im Sozialen - theoretische und empirische Analysen, Martin Endres / Andrea Maurer (Hrsg.), Springer Verlag, Wiesbaden 2015, S. 33-55
- Enzmann, Dirk et al.
- Ergebnisse der zweiten International Self-Reported Delinquency Studie (ISRD2) in Deutschland, Abschlussbericht an das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), 2008, [http://jura.uni-hamburg.de/instkrim/krimino-logie/Projekte/Berichte/Enzmann\\_etal\\_2008](http://jura.uni-hamburg.de/instkrim/krimino-logie/Projekte/Berichte/Enzmann_etal_2008), abgerufen am: 15.11.2015
- Farrington, David
- Key results from the first forty years of the Cambridge study in delinquent development, in: Taking stock of delinquency, Terence Thornberry / Marvin Krohn (Hrsg.), Kluwer Academic / Plenum Publishers, New York 2003, S. 137-184
- Farrington, David et al.
- Criminal Careers up to Age 50, and life success up to 48, 2nd edition, Home Office Research Study, Development and Statistics Directorate, 2006
- Feuerhelm, Wolfgang /  
Eggert, Anne
- Evaluation des Anti-Aggressivitätstrainings und des Coolness-Trainings in Mainz, Katholische Fachhochschule Mainz, 2007, <http://www.konfrontative-paedagogik.de/forschung/aat-ct-evaluation-mainz>, abgerufen am: 29.12.2015
- Fingerle, Michael
- Der „riskante“ Begriff der Resilienz – Überlegungen zur Resilienzförderung im Sinne der Organisation von Passungsverhältnissen, in: Was Kinder stärkt: Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, Günther Opp, Michael Fingerle. (Hrsg.), 3. Aufl., Reinhardt Verlag, München 2008, S. 299-310
- Fingerle, Michael
- Resilienz deuten - Schlussfolgerungen für die Prävention, in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 208-217
- Fröhlich-Gildhoff, Klaus /  
Rönnau-Böse, Maike
- Resilienz, 3. Aufl., Ernst Reinhardt Verlag, München 2014
- Georges, Karl-Heinz
- Der Neue Georges, Ausführliches Wörterbuch, Lateinisch – Deutsch, 2. Bd., 8. Aufl., WBG, Darmstadt 2013

## Literaturverzeichnis

- Göppel, Rolf  
Resilienzförderung als schulische Aufgabe?, in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 383-406
- Göppinger, Hans  
Kriminologie, 6. Aufl., Beck Verlag, München 2008
- Grohmann, Uwe  
Ein Jahr Initiative „Kurve kriegen“ in NRW, Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, 4/2012, Hannover, S. 436 – 439
- Hahlweg, Kurt /  
Saum-Aldehoff, Thomas  
Was schützt Kinder vor psychischen Schäden?, in: Psychologie heute, 37 Jg. Heft 3, Beltz-Verlag, Weinheim 2010, S. 54-55
- Heilemann, Michael /  
Fischwasser von Proeck, Gabriele  
Attraktivitätstraining - die Lehre der „Guten Gestalt“, in: Gewalt im Griff 3: Weiterentwicklung des Anti-Aggressivitäts- und Coolness-Trainings, Jens Weidner et al. (Hrsg.), 1. Aufl., Juventa Verlag, Weinheim/München 2010, S. 257-280
- Heinz, Wolfgang  
Das strafrechtliche Sanktionssystem und die Sanktionierungspraxis in Deutschland 1882 – 2012, Universität Konstanz 2012, <http://www.uni-konstanz.de>, abgerufen am: 01.12.2015
- Hillenbrand, Bruno  
Resilienz in sozialwissenschaftlicher Perspektive, in: Gedeihen trotz widriger Umstände, Rosmarie Welter-Enderlin (Hrsg.), 2. Aufl., Carl-Auer Verlag, Heidelberg 2008, S. 20-27
- Holtmann, Martin /  
Schmidt, Martin  
Resilienz im Kindes und Jugendalter, in: Kindheit und Entwicklung, 13 (4), Hofgreffe Verlag, Göttingen 2004, S. 195-200
- Imbusch, Peter  
Urbane Resilienz und endemische Gewalt, in: Resilienz im Sozialen –Theoretische und empirische Analysen, Martin Endreß / Andrea Maurer (Hrsg.), Springer, Wiesbaden 2015, S. 254-264
- Institut für Konfliktkompetenz  
und Opferempathie  
Anti- Gewalt- und Sozialtraining, 2009, <http://www.antiaggressionstraining-kiel.de/gewaltpraevention.html>, abgerufen am: 29.12.2015
- Jaede, Wolfgang  
Resilienzförderung – Neuorientierung für Erziehungs- und Familienberatung, in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 459-481

## Literaturverzeichnis

- Jehle, Jörg et al. Legalbewährung nach strafrechtlichen Sanktionen, Eine bundesweite Rückfalluntersuchung von 2007 bis 2010 und 2004 bis 2010, 1. Aufl., Bundesinnenministerium der Justiz, Berlin 2013
- Kube, Edwin Reaktionen auf Kriminalität, in: Internationales Handbuch der Kriminologie, Hans-Joachim Schneider (Hrsg.), Bd. 1, De Gruyter, Berlin 2007, S. 833-861
- Kustor-Hüttels, Beatrice Weibliche Strategien der Resilienz - Bildungserfolg in der Migration, 1. Aufl., Brandes und Apsel Verlag, Frankfurt am Main 2011
- Lafranchi, Andrea Resilienzförderung von Kindern bei Migration und Flucht, in: Gedeihen trotz widriger Umstände, Rosmarie Welter-Enderlin / Bruno Hildenbrand (Hrsg.), 2. Aufl., Carl-Auer Verlag, Heidelberg 2008, S. 119-138
- Landespräventionsrat Niedersachsen Grüne Liste Prävention, 14.12.2015, <http://www.gruene-liste-praevention.de/nano.cms/datenbank/alle>, abgerufen am: 16.12.2015
- Lansford, Jennifer et al. Links between physical abuse in childhood and child neglect among adolescent mothers, in: Children and Youth Services Review, 34 (11), Jessica Bartlett (Hrsg.), Ann Easterbrooks, 2012, S. 2164-2169
- Layne, Christopher et al. Risk, vulnerability, resistance, and resilience: toward an integrative conceptualization of posttraumatic adaptation, in: Handbook of PTSD: Science and practice, Matthew Friedman et al. (Hrsg.), New York 2007, S. 497-520
- Lösel, Friedrich / Bliesener, Thomas Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen – Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen, BKA (Hrsg.), Luchterhand, München 2003
- Lösel, Friedrich et al. Nachhaltige Prävention in Kindertageseinrichtungen – Das Programm: „Entwicklungs-Förderung in Familien Eltern- und Kinder-Training (Effekt®)“, in: Nachhaltige Prävention von Kriminalität, Gewalt und Rechtsextremismus, Wilfried Schubert (Hrsg.), Universitätsverlag, Potsdam 2014, S. 339-350

## Literaturverzeichnis

- Lösel, Friedrich/  
Bender, Doris
- Von generellen Schutzfaktoren zu differentiellen protektiven Prozessen: Konzeptuelle Grundlagen und Ergebnisse der Resilienzforschung, in: Was Kinder stärkt: Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, Günther Opp / Michael Fingerle (Hrsg.), 3. Aufl., Ernst Reinhardt Verlag, München 2008, S. 57-78
- Loth, Franziska
- Das Konzept der Resilienz, Studienarbeit, 1. Aufl., Grin Verlag, München 2008
- Lukas, Tim
- Urbane Resilienz. Ein neues Paradigma der städtebaulichen Kriminalprävention? in: SIAK Journal – Zeitschrift für Polizeiwissenschaft und polizeiliche Praxis, 1/2014, S. 4-15
- Lyssenko, Lisa et al.
- Resilienzforschung, Relevanz für Prävention und Gesundheitsförderung, in: Bundesgesundheitsblatt, Springer Verlag, Wiesbaden 2010, S. 1067-1072
- Matt, Eduard /  
Siewert, Sandra
- Resilienz, Lebenslaufperspektive und die Frage der Prävention, in: Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, 3/2008, S. 268–275
- Meyer, Bernd-Dieter
- Sanktionsforschung, in: internationales Handbuch der Kriminalität, Hans-Joachim Schneider (Hrsg.), De Gruyter, Berlin 2007, S. 971-1010
- Moffitt, Terrie
- Adolescence-limited and life-course persistent antisocial behavior, A development taxonomy, Psychological Review 1993, S. 674-701
- Moffitt, Terrie et al.
- Males on the life-course-persistent and adolescence-limited antisocial pathways: follow up at age 26 years. in: Development and Psychopathology, 14, 2002, S. 179-207
- Moffitt, Terrie et al.
- Sex differences in antisocial behaviour, conduct disorder delinquency, and violence in the Dunedin longitudinal study, Cambridge University Press, Cambridge 2001
- Müller, Wolfgang
- „Nimmer sich beugen- kräftig sich zeigen...“, in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 314-328
- Neubacher, Frank
- Kriminologie, 2. Auflage, Nomos Verlag, Baden-Baden 2014

## Literaturverzeichnis

- Ohlenmacher, Thomas et al. Anti-Aggressivitäts-Training und Legalbewährung: Versuch einer Evaluation, Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen, Forschungsbericht Nr. 83, Hannover 2001
- Paasch, Daniel Familiäre Lebensbedingungen und Schulerfolg, Waxmann Verlag, Münster 2014
- Pietsch, Claudia Entwicklung in Nischen, Resilienz bei Pflegekindern, 1. Aufl., Schneider Verlag, Hohengehren 2009
- Ravens-Sieberer, Ulrike Psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland - Ergebnisse der BELLA Studie zu Prävalenz und Versorgung, Februar 2012, <http://www.lwl.org>, abgerufen am: 25.11.2015
- Richter-Kornweitz, Antje Gleichheit und Differenz – die Relation zwischen Resilienz, Geschlecht und Gesundheit, in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 240-274
- Rönnau-Böse, Maike / Fröhlich-Gildhoff, Klaus Präventionsprogramme für Kindertageseinrichtungen - Förderung von seelischer Gesundheit und Resilienz, in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 360-382
- Rutter, Michael Nature, nurture and psychopathology. A new look at an old topic., in: Vulnerability and resilience in human development, Barbara Tizard, Ved Varma (Hrsg.), Jessica Kingsley Publishers, Philadelphia 2000, S. 21-38
- Rutter, Michael et al. Antisocial behavior by young people, Cambridge University Press, Cambridge 1998
- Sampson, Robert / Laub, John Shared beginnings, divergent lives. delinquent boys to age 70, Harvard University Press, 2003
- Sampson, Robert / Laub, John Crime in the making – pathways and turning points through life, Harvard University Press, Cambridge / London 1993
- Scheithauer, Herbert / Mayer, Heidrun Das Papilio-Programm, in: Frühe Risiken und Frühe Hilfen – Diagnostik, Prävention, Rüdiger Kißgen/ Norbert Heinen (Hrsg.), Klett-Cotta, Stuttgart 2010, S. 232-245

## Literaturverzeichnis

- Scheithauer, Herbert /  
Petermann, Franz  
Zur Wirkungsweise von Risiko- und Schutz-  
faktoren in der Entwicklung von Kindern und  
Jugendlichen, in: Kindheit und Entwicklung,  
8 (1), Hofgrete Verlag, Göttingen 1999,  
S. 3-14
- Schmidthermes, Sabine  
Resilienzforschung und deren pädagogische  
Implikationen – Eine Metaanalyse, Berlin 2009
- Schnabel, Ulrich  
Die Kraft aus der Krise, in: Die Zeit, Nr. 43,  
05.11.2015
- Schneider, Hans Joachim  
Kriminologie, De Gruyter, Berlin 1987
- Schneider, Hans Joachim  
Reaktionen auf Kriminalität, Verbrechenver-  
hütung – die ausländische Forschung, in: In-  
ternationales Handbuch der Kriminologie,  
Joachim Schneider (Hrsg.), Bd. 1, De Gruyter,  
Berlin 2007, S. 863-892
- Schneider, Hans-Joachim  
Internationales Handbuch der Kriminologie,  
Besondere Probleme der Kriminologie, Bd. 2,  
De Gruyter, Berlin 2009
- Schwind, Hans-Dieter  
Kriminologie, Bd. 28, 12. Aufl., Kriminalistik  
Verlag, Heidelberg 2002
- Silkenbeumer, Mirja  
Resilienz aufspüren – Biografiearbeit mit de-  
linquenten Jugendlichen, in: Handbuch Resili-  
enzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1.  
Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 611-636
- Smith, Caroly et al.  
Long-term outcomes of young adults exposed  
to maltreatment: The role of educational expe-  
riences in promoting resilience to crime and vi-  
olence in early adulthood, in: Journal of Inter-  
personal Violence, 1 28, Sage, 2013, S. 121-  
156
- Steffen, Wiebke  
Gutachten für den 19. Deutschen Präventi-  
onstag, in: Prävention braucht Praxis, Politik  
und Wissenschaft, Erich Marks / Wiebke Stef-  
fen (Hrsg.), Forum Verlag, Bad Godesberg  
2015, S. 53-147
- Stelly, Wolfgang /  
Thomas, Jürgen  
Kriminalität im Lebenslauf, eine Reanalyse  
der Tübinger-Jungtäter-Vergleichsuntersu-  
chung (TJVU), Tobias-lib, Universitätsbiblio-  
thek Tübingen 2005
- Stelly, Wolfgang et al.  
Kontinuität und Diskontinuität sozialer Auffäl-  
ligkeiten, Monatsschrift für Kriminologie und  
Strafrechtsreform, 81. Jg. Heft 2 , 1998,  
S. 104-122

## Literaturverzeichnis

- Ungar, Michael  
Theorie in die Tat umsetzen. Fünf Prinzipien der Intervention, in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 157-178
- Ungar, Michael  
Kontextuelle und kulturelle Aspekte von Resilienz – Jugendhilfe mit menschlichem Antlitz, in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 133-156
- Vollmann, Manja / Weber, Hannelore  
Gesundheitspsychologie, in: Psychologie - Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder, Astrid Schütz et al. (Hrsg.), 5. Aufl., Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2015, S. 393-407
- Von Freyberg, Thomas  
Resilienz – mehr als ein problematisches Modewort? in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.) , 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 219-239
- Weidner, Jens et al.  
Quantitative und qualitative Evaluation: Anti-Aggressivitäts- und Coolness-Trainings® (AAT/CT) zum Abbau der Gewaltbereitschaft, Zentrum für konfrontative Pädagogik (Hrsg.), 2015, <http://www.konfrontative-paedagogik.de/forschung/aat-forschung-kompakt>, abgerufen am: 13.12.2015
- Weidner, Jens et al.  
Das Anti-Aggressivitäts-Training (AAT®) zur Behandlung gewalttätiger Intensivtäter, in: Jugendliche Intensivtäter – Interdisziplinäre Perspektiven, Annette Boeger (Hrsg.), 1. Aufl., VS-Verlag, Wiesbaden 2011, S. 85-109
- Weiß, Hans  
So früh wie möglich - Resilienz in der interdisziplinären Frühförderung, in: Handbuch Resilienzförderung, Margherita Zander (Hrsg.), 1. Aufl., VS Verlag, Wiesbaden 2011, S. 330-349
- Werner, Emmy  
Wenn Menschen trotz widriger Umstände gedeihen – und was man daraus lernen kann, in: Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände, Rosmarie Welter-Enderlin / Bruno Hildenbrand (Hrsg.), 2. Aufl., Carl-Auer Verlag, Heidelberg 2008, S. 28-42
- Werner, Emmy  
Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz, in: Was Kinder stärkt: Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, Günther Opp / Michael Fingerle (Hrsg.), 3. Aufl., Reinhardt Verlag, München 2008, S. 20-31



## **Anhang**

### **I Liste der Risikofaktoren**

nach Wustmann 2004, S. 38-39:

#### **Vulnerabilitätsfaktoren:**

- Prä-, peri- und postnatale Faktoren (z.B. Frühgeburt, Geburtskomplikationen, niedriges Geburtsgewicht, Ernährungsdefizite, Erkrankung des Säuglings)
- neuropsychologische Defizite
- psychophysiologische Faktoren (z.B. sehr niedriges Aktivitätsniveau)
- genetische Faktoren (z.B. Chromosomenanomalien)
- chronische Erkrankungen (z.B. Asthma, Neurodermitis, Krebs, schwere Herzfehler, hirnorganische Schädigungen)
- schwierige Temperamentsmerkmale, frühes impulsives Verhalten, hohe Ablenkbarkeit
- geringe kognitive Fähigkeiten: niedriger Intelligenzquotient, Defizite in der Wahrnehmung und sozial-kognitiven Informationsverarbeitung
- geringe Fähigkeiten zur Selbstregulation von Anspannung und Entspannung

#### - **Risikofaktoren:**

- unsichere Bindungsorganisation
- geringe Fähigkeiten zur Selbstregulation von Anspannung und Entspannung

#### Risikofaktoren / Stressoren:

- niedriger sozioökonomischer Status, chronische Armut
- aversives Wohnumfeld (Wohngemeinden mit hohem Kriminalitätsanteil)
- chronische familiäre Disharmonie
- elterliche Trennung und Scheidung
- Alkohol- / Drogenmissbrauch der Eltern

- psychische Störungen oder Erkrankungen eines bzw. beider Elternteile
- Kriminalität der Eltern
- Obdachlosigkeit
- niedriges Bildungsniveau der Eltern
- Abwesenheit eines Elternteils / alleinerziehender Elternteil
- Erziehungsdefizite / ungünstige Erziehungspraktiken der Eltern (z.B. inkonsequentes, zurückweisendes oder inkonsistentes Erziehungsverhalten, Uneinigkeit der Eltern in Erziehungsmethoden, körperliche Strafen, zu geringes Beaufsichtigungsverhalten, Desinteresse / Gleichgültigkeit gegenüber dem Kind, mangelnde Feinfühligkeit und Responsivität)
- sehr junge Elternschaft (vor dem 18. Lebensjahr)
- unerwünschte Schwangerschaft
- häufige Umzüge, Schulwechsel
- Migrationshintergrund in Verbindung mit niedrigem sozioökonomischen Status
- soziale Isolation der Familie
- Verlust eines Geschwisters oder engen Freundes
- Geschwister mit einer Behinderung, Lern- oder Verhaltensstörung
- mehr als vier Geschwister
- Mobbing / Ablehnung durch Gleichaltrige
- außerfamiliäre Unterbringung

## **II Liste der Schutzfaktoren**

nach Wustmann, 2004, S. 115 f.:

### **Personale Ressourcen:**

#### Kindbezogene Faktoren

- positive Temperamenteigenschaften
- intellektuelle Fähigkeiten
- erstgeborenes Kind
- weibliches Geschlecht

### Resilienzfaktoren

- Selbstwahrnehmung
- Selbstwirksamkeit
- Selbststeuerung
- Soziale Kompetenz
- Problemlösefähigkeiten

### **Soziale Ressourcen:**

#### Innerhalb der Familie:

- mindestens eine stabile Bezugsperson, die Vertrauen und Autonomie fördert
- autoritativer / demokratischer Erziehungsstil
- Zusammenhalt, Stabilität und konstruktive Kommunikation in der Familie
- enge Geschwisterbindungen
- altersangemessene Verpflichtung des Kindes im Haushalt
- hohes Bildungsniveau der Eltern
- harmonische Paarbeziehung der Eltern
- unterstützendes familiäres Netzwerk (Verwandtschaft, Freunde, Nachbarn)
- hoher sozialökonomischer Status

#### In den Bildungsinstitutionen

- klare, transparente u. konsistente Regeln und Strukturen
- wertschätzendes Klima (Wärme, Respekt und Akzeptanz gegenüber dem Kind)
- hoher, angemessener Leistungsstandard
- positive Verstärkung der Leistungs- und Anstrengungsbereitschaft des Kindes
- positive Peerkontakte / positive Freundschaftsbeziehungen
- Förderung von Basiskompetenzen (Resilienzfaktoren)
- Zusammenarbeit mit dem Elternhaus und anderen sozialen Institutionen

Im weiteren sozialen Umfeld

- Kompetente und fürsorgliche Erwachsene außerhalb der Familie, die Vertrauen fördern, Sicherheit vermitteln und als positive Rollenmodelle dienen (z.B. Erzieherinnen, Lehrerinnen, Nachbarn)
- Ressourcen kommunaler Ebenen (Angebote der Familienbildung, Beratungsstellen, Frühförderstellen, Gemeindearbeit usw.)
- gute Arbeits- und Beschäftigungsmöglichkeiten
- Vorhandensein prosozialer Rollenmodelle, Normen und Werte in der Gesellschaft

## **Eidesstattliche Erklärung**

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Masterarbeit im Masterstudiengang Kriminologie und Polizeiwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum eigenständig und ohne unzulässige Hilfen angefertigt habe. Für die Erstellung der Arbeit habe ich ausschließlich die im Literaturverzeichnis und den Fußnoten angegebenen Hilfsmittel und Quellen verwendet.

Valentin Stolzenberg

Wiesbaden, den 15.02.2016